

Jüdische Sommerfrische als ambivalentes (Über-)Lebensgefühl



ORF WIE WIR.

Ö1 der Festspielsender

oe1.ORF.at



ÖSTERREICH 1



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Koscher in den Bergen Sommerfrischezeit

Mit großer Freude und erfüllt von den überwältigend vielen aufbauenden Reaktionen auf unser letztes **NU**, das erste unter einer neuen Chefredaktion und Herausgeberschaft, dürfen wir Ihnen hier die Sommer-Ausgabe von **NU** präsentieren. Passend dazu unser Schwerpunkt: die (jüdische) Sommerfrische. Menschen aus der Stadt suchten Erholung in der Natur. Die Bezeichnung aus dem Italienischen „prendere aria fresca“ wurde tatsächlich zu einem Inbegriff der Erholungskultur im Sommer. Auch von den Jüdinnen und Juden wurde diese Idee mit Begeisterung aufgenommen. Erobert wurden der Semmering, das Gasteinertal, das Ausseerland und viele andere ländliche Gegenden in der Donaumonarchie, wo Jüdinnen und Juden selbstverständlich auch die örtliche Tracht trugen, wie ein legendäres Foto von Sigmund Freud und seiner Tochter Anna aus dem Jahr 1913 zeigt. In der Zwischenkriegszeit erlebte die Sommerfrische eine letzte Hochblüte.

Ab den frühen 1930er Jahren wurden Jüdinnen und Juden immer vehementer aus den Erholungsorten gedrängt, die Zäsur des Jahres 1938 setzte dieser Kultur ein Ende. Die Vertreibung der Jüdinnen und Juden bedeutete den Niedergang vieler klassischer Sommerkurorte, von dem sich viele bis heute nicht mehr erlangen konnten. Seit den 1950er Jahren gab es ein schwaches Revival der Sommerfrische, das jedoch nicht mehr an die Glanzzeiten anknüpfen konnte. Heute erleben Orte, in denen koschere Hotels eröffnet wurden, einen regen Zustrom an Gästen aus der jüdischen Orthodoxie, und muslimische Gäste frequentieren oft in denselben Orten Hotels, die auf ihre Bedürfnisse eingestellt sind. Einer dieser Orte, an denen ich reges jüdisches Leben mit mehreren Bethäusern, unter anderem im örtlichen Kloster, erleben durfte, ist Engelberg, ein in der innersten Schweiz gelegener Bergkurort. Es war ein für mich überraschendes Bild, in einem Bergdorf mitten in der Schweiz einen Supermarkt mit einer gut sortierten Koscher-Abteilung zu finden.

Neben dem Nachspüren der Sommerfrische-Begebenheiten blicken wir zurück auf 70 Jahre Israel und widmen uns den aktuellen Mahnmaldebatten in Wien, nicht ohne auch einen intensiven Blick auf Rachel Whitereads Schoa-Mahnmal auf dem Wiener Judenplatz zu werfen. Ich wünsche Ihnen eine bereichernde Lektüre, einen erholsamen und erfrischenden Sommer und freue mich auf Ihr Feedback.

nu

Meer, Berge, Seen, Reisen, Kulturgenuss, Festspiele, Tapetenwechsel, Leichtigkeit des Seins, schöne Erinnerungen, aber auch Antisemitismus, Ausgrenzung, Ablehnung – unser Schwerpunktthema beschäftigt sich diesmal mit jüdischer Sommerfrische einst und jetzt. Zunächst übersiedelte die Aristokratie für den „Erholungsaufenthalt der Städter auf dem Lande zur Sommerzeit“, wie die Gebrüder Grimm in ihrem Wörterbuch den Begriff „Sommerfrische“ definierten, von ihren Stadtpalais in die Landschlösser; bald machte es ihnen das – zumeist jüdische – Großbürgertum nach und tauschte während der Sommermonate Stadtwohnungen gegen kühle Saisonvillen in der Provinz. Ida Salamon hat mit dem Schauspieler, Autor und Kabarettisten Miguel Herz-Kestranek eine Reise in die Vergangenheit und an seine persönlichen Sehnsuchtsorte unternommen. Es war – auch – eine wehmütige und schmerzvolle Reise. Denn in der Zwischenkriegszeit beschied man vielerorts den jüdischen Gästen, unerwünscht zu sein, presste ihnen ihre Häuser ab und annoncierte jubelnd „judenfreie“ Ferienorte, wie Marie-Theres Arnbom, Autorin zahlreicher Bücher zu diesem Thema, in Erinnerung ruft. Bäder- und Sommerfrischen-Antisemitismus war einer der düsteren Vorboten drohender Nazi-Pest.

Zu den immer noch vorhandenen braunen Resten und Rändern gesellt sich nun islam(ist)isch geprägter Judenhass. Es sind, schreibt Eric Frey in seinem luziden Essay, „zwei unvergleichbare Gefahren“. Erklärungen für islamischen Antisemitismus werden oft in der Politik des Nahen Ostens gesucht, weshalb unser Korrespondent Johannes Gerloff nicht nur darüber schreibt, was man in Israel unter Sommerfrische verstehen könnte, sondern anlässlich des 70. Geburtstags Israels auch über dessen Verhältnis zu seinen arabischen Nachbarn.

Für Diskussionen sorgt die Ankündigung der Regierung, eine Gedenkmauer für die jüdischen Opfer des Holocaust zu errichten. Geschicktes Politmarketing oder echtes Anliegen? Pro und Kontra haben überzeugende Argumente, wie Sie in den Beiträgen von Fritz Rubin Bittmann, Peter Schwarz und René Wachtel nachlesen können.

Eine andere Debatte, die Österreich bewegt, ist das Anti-Rauchergesetz. In seinen „Chassidischen Geschichten“ erläutert Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, warum man das Rauchen aus jüdisch-religiösen Gründen unterlassen sollte.

Es freut mich, dass nun so wunderbare Journalisten wie Ronald Pohl und Gregor Auenhammer neu und Petra Stuibler, Fritz Neumann und Thomas Trenkler nach langer Zeit wieder zum **NU**-Team gestoßen sind.

Schließlich möchte ich mich bei Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, bedanken. Ich freue mich, dass unsere letzte Ausgabe mit dem Jerusalem-Schwerpunkt viele positive und, ja, auch einige kritische Reaktionen ausgelöst hat. Lob freut uns, Kritik bringt uns weiter: Diese Erkenntnis habe ich von dem großen Theaterguru George Tabori gelernt. In diesem Sinne hoffe ich, dass wir Ihnen mit dieser Ausgabe von **NU** wieder viel spannenden Lese- und Diskussionsstoff bieten und wünsche Ihnen von ganzem Herzen eine sommerfrische Zeit.

nu

© PRIVAT



WIR ERINNERN UNS

an Ludwig Rubin-Bittmann, genannt Wicki.

Wicki am Graben, wie er mit seinen langjährigen guten Freunden im „Europe“ im Stehen Kaffee trinkt und mit ihnen dajgezst: über Menschen, Ereignisse, alte Zeiten. Man konnte sich geehrt fühlen, Teil dieser kleinen Gesellschaft zu sein, im Vorbeigehen den Witz, die Weisheiten, Ratschläge und guten Botschaften mitzunehmen. An Wicki in der Ordination: Er hatte keine leichte Aufgabe. Nicht wegen der Krankheiten, die er so oft mit seinem guten diagnostischen Blick und seiner hervorragenden Erfahrung

heilen konnte, sondern wegen der Patienten. Es war für sie selbstverständlich, dass der gutmütige und verständnisvolle Arzt jederzeit und unter allen Umständen für sie da war, um ihnen unbedingt helfen zu können. Und er tat es.

An Wicki mit seiner lieben Familie. Mit seiner Schwester, die ihm in seiner Ordination wie ein Schutzschild gegenüber den in die Praxis drängenden Menschen zur Seite gestanden ist. Wie sich die beiden gegenseitig unterstützt haben, das ganze Leben hindurch. Und wie Wicki seine Nichte und seinen Neffen mit Liebe beschenkte. Er war nicht nur der Onkel für sie, er war wie ein Vater, der sie mit Geborgenheit und Sicherheit umarmte.

Und wir erinnern uns an Wicki fast am Ende seines Lebens mit seinem Großneffen, mit dem ersten Sohn seiner Nichte. Er hielt das winzig kleine Wesen während der Brit Mila (der Beschneidung) in seinem Armen und war sichtlich gerührt. Es war ein wun-

derschöner Frühlingstag. Die Gäste waren glücklich und gut gelaunt, man fühlte sich wohl mit dieser Familie. Den zweiten Sohn seiner Nichte hat er nicht mehr kennengelernt. Wicki ist viel zu früh gestorben, dieser hochgewachsene Mann mit den freundlichen Gesichtszügen war plötzlich nicht mehr unter uns. Sein zweiter Großneffe heißt Wicki.

Am 23. Mai wurde eine Gedenktafel in der Lauder Business School von Wickis Bruder Fritz Rubin-Bittmann enthüllt.

UNS INTERESSIERT

„Interreligiöser Dialog: Begegnung von Juden, Christen und Muslimen“, eine viersemestrige Lehrveranstaltung an der Donau Universität Krems, basierend auf Kooperationen mit der Universität Frankfurt, dem Abraham-Geiger-Kolleg der Universität Potsdam, der Universität Sarajevo und dem Jerusalemer Institut der Görres-Gesellschaft.

www.donau-uni.ac.at/de/studium/interreligioeser-dialog/

30. Mai bis
14. Oktober 2018

Dorotheergasse 11, Wien 1
So-Fr 10-18 Uhr · www.jmw.at

The Place to Be

Salons als Orte der Emanzipation

★
**Jüdisches
Museum
Wien**
Dorotheergasse

mehr wien zum leben.
wienholding

WIEN KULTUR BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für
Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.700
Nächste Ausgabe: September 2018

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 18,-
Europäische Union: Euro 23,-
Außerhalb der EU: Euro 28,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Richard Kienzl (Artdirector), Vera Ribarich
(Lektorat), Ida Salamon (Chefin vom Dienst),
Andrea Schurian (Chefredakteurin),
Danielle Spera (Herausgeberin)

TITELBILD
© Danielle Spera

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

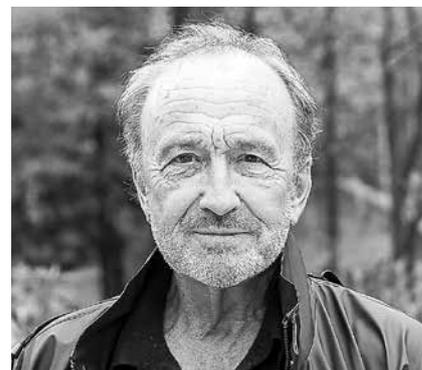
DRUCK
Wallig Ennstaler Druckerei
und Verlag Ges.m.b.H.
Mitterbergstrasse 36, 8962 Gröbming

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3
Obmann: Martin Engelberg
Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
Österreich und für ihnen nahestehende, an
jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Rachel Whiteread Seite 12



Miguel Herz-Kestranek Seite 28

Aktuell

Über die geplante Mauer
der Erinnerung 6

Monumente – steinerne Zeugen,
die uns erinnern sollen 7

Brauchen wir wirklich ein
neues Schoa-Mahnmal? 9

Gedenkmauer für jüdische NS-Opfer:
Echtes Anliegen oder PR-Gag? 10

Die britische Bildhauerin Rachel
Whiteread stellt in Wien aus 12

Zwei ungleiche Gefahren: rechter
und muslimischer Antisemitismus 14

Musikalischer Kampfsport in
brauner Jauche 16

Nahost

70 Jahre Israel ... und seine
arabischen Nachbarn 18

In deine Stadt Jerusalem
kehre zurück ... 21

Der Veganismus in Israel als
Spiegelbild der Gesellschaft 22

Schwerpunkt Sommerfrische

Jüdische Sommerfrische –
dort, wo es schön ist 24

„Sommer“ ist gut – und „Frische“
kann Israel immer brauchen 26

Mit Miguel Herz-Kestranek auf
Sommerfrische in St. Gilgen 28

Die heile Welt der
Sommerfrische? 32

Ausstellung: „Jüdische Familien
im Waldviertel und ihr Schicksal“ 34

Schnitzlers Treue zu Reichenau 36

Kulturelle Sommerfrischeleien 38

Koscher auf der Berghütte –
Israelische Touristen in Tirol 39

Jüdisches Leben

Paul Chaim Eisenberg im Gespräch
mit Andrea Schurian 42

Das Hakoah-Zentrum in Wien
feiert sein zehnjähriges Bestehen 45

Zeitgeschichte

1968: Studenten, Kommunisten
und „Antizionisten“ 48

Kultur

Paulus Manker: Bürgerschreck
mit großem Herzen 50

Als das Wohnzimmer
zum Salon wurde 53

Erich Wolfgang Korngold:
Eine Wiederentdeckung 56

Das neue Samuel-Bak-Museum
in Vilnius/Litauen 57

Rezension

Anima: Garten
staunender Seelen 58

Das Alte Testament.
Erzählt von Arik Brauer 61

Adam Reynolds „Architecture of an
Existential Threat“ 62

Fünf Granitstelen als Grabsteine für Schoa-Opfer

Über die geplante Mauer der Erinnerung von Kurt Yakov Tutter.

VON ANDREA SCHURIAN

Fünf zwei Meter hohe Stelen aus poliertem Granit, in die mehr als 65.000 Namen der von den Nazis ermordeten österreichischen Jüdinnen und Juden eingraviert sind: Seit mehr als 20 Jahren kämpft der Bildhauer Kurt Yakov Tutter für dieses Monument der Erinnerung in Wien, seiner Geburtsstadt. Seine Eltern hatten ein Spiel- und Schulwarengeschäft in der Leopoldstadt, nach dem Anschluss floh die Familie nach Belgien, Kurt Yakov war damals gerade einmal acht Jahre alt. Die weitere Emigration in die USA missglückte, die Eltern wurden von den Nazis deportiert und umgebracht. Kurt und seine Schwester von einer katholischen Familie in Gent versteckt. Nach Kriegsende wurde er von einer jüdischen Familie in Toronto adoptiert.

Immer wieder kehrte Tutter später nach Wien zurück, erstmals 1974, hasserfüllt, wie er später einmal sagen sollte, und voller Verachtung für eine Bevölkerung, die keine Reue, kein Schuldbewusstsein zeigte. Das habe sich erst in den 1990ern gebessert, es sei „wohltuend tröstlich“ gewesen, als eine jüngere Generation von Journalisten und Historikern sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen begann. Trotz bürokratischer Hindernisse nahm er die österreichische Staatsbürgerschaft an, pendelte zwischen Toronto und Wien und gründete hier im Jahr 2000 den Verein „Gedenkstätte Namensmauern“. Dem überparteilichen Proponentenkomitee gehörten unter anderem Caspar Einem, Kai Jan Krainer, der damalige Planungsstadtrat Rudolf Schicker, Vincent Liechtenstein,

Hannah Lessing, Generalsekretärin des Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus, oder auch Klaus Lohrmann, Gründungsdirektor des Instituts für jüdische Geschichte, an. Vor allem das Denkmal von Rachel Whiteread am Judenplatz, das am 25. Oktober 2000 enthüllt wurde, bestärkte ihn in seinem Bemühen: „Ich kam zur Einsicht: Das Mahnmal am Judenplatz wird die 65.000 jüdischen Märtyrer Österreichs noch einmal, und jetzt endgültig, im Bereich der namenlosen Zahlen und Nummern belassen“, sagte er in einem Interview. Erst mit der Namensnennung werde den Opfern „die letzte Würdigung, als letztes Recht eines Menschen“, zuteil.

In Sichtweite zum Parlament

Das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW) hat eine Datenbank mit den Namen der Schoa-Opfer angelegt, die auch im Internet abrufbar ist. „Aber eine CD oder eine Internetseite sind keine Gedenkstätte“, so Tutter.

Vor 15 Jahren wurden die Aspanggründe als Ort für die Gedenkstätte ins

Auge gefasst – vom Bahnhof Aspang waren in 47 Transporten 50.000 Menschen in die Vernichtungslager deportiert worden.

Im März kündigten Bundeskanzler Sebastian Kurz und Vizekanzler Christian Strache an, das Projekt an einem zentralen Ort – nach Wunsch Tutters wäre dies der Schmerlingplatz in Sichtweite zum Parlament – verwirklichen zu wollen: „Obwohl gerade im Judentum ein Gedenkort für die Verstorbenen von großer Bedeutung ist, existiert bisher für die Nachfahren der in der Schoa ermordeten jüdischen Österreicherinnen und Österreicher kein Ort der individuellen, namentlichen Erinnerung an die Opfer“, sagte Kurz bei der Präsentation.

Auch Bundespräsident Alexander Van der Bellen sprach sich für das Mahnmal aus: „Aus vielen Gesprächen mit Überlebenden der Schoa, die ich im Laufe meines Lebens geführt habe, weiß ich, wie wichtig den ihnen und ihren Nachkommen die Erinnerung an die größte Tragödie der Menschheitsgeschichte ist.“ Er hoffe auf eine zeitnahe Realisierung der Gedenkstätte. Und Wiens grüne Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou schrieb auf Facebook: „Seit Beginn meiner Tätigkeit als Vizebürgermeisterin unterstütze ich dieses Anliegen.“ Die Reaktionen der Israelitischen Kultusgemeinde sind – nicht zuletzt wegen der FP-Regierungsbeteiligung – verhalten. IKG-Präsident Oskar Deutsch verweist auf das Denkmal im Stadttempel in der Seitenstettengasse.

Zur Diskussion steht, dass in diese Granitsteine die Namen aller von den Nazis ermordeten Menschen – neben Juden auch Homosexuelle, Roma, Sinti und politische Opfer – eingraviert werden sollten. Denn auch deren Angehörige haben keinen Ort, keinen Grabstein, wo sie um ihre Toten trauern können.



Sachor – Gedenke! Vergiss niemals!

Monumente – das lateinische „monere“ bedeutet „erinnern“ – sind steinerne Zeugen einer Vergangenheit, die in Gegenwart und Zukunft reicht.

VON FRITZ RUBIN-BITTMANN

Die Vernichtung der jüdischen Vorkriegsgemeinde in Wien, die etwa 200.000 Menschen zählte, hat geistig und kulturgeschichtlich eine große Lücke hinterlassen. Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft der jüdischen Vorkriegsgemeinde beeinflussten die Moderne und machten Wien zu einem Zentrum des geistig-wissenschaftlichen und kulturellen Fortschrittes. Diese Vorkriegsgemeinde wurde erbarmungslos zerstört.

Der Wiener Gauleiter Baldur von Schirach verkündete stolz, dass Wien „judenrein“ sei und pries das Verschwinden der Wiener Juden als eine der größten kulturgeschichtlichen Taten des Dritten Reiches. Es war tatsächlich so, als hätten diese Menschen nie gelebt.

Das erste jüdische Mahnmal wird im ersten Buch Moses „Bereschit“ (Genesis Kapitel 35, Vers 20) beschrieben: Jakob errichtet zum Gedenken an seine geliebte Frau Rachel ein steinernes Mahnmal. „Sachor“ – „Gedenke“ – ist ein religiöses Gebot im Judentum. Dieses Gedenken bedeutet im Judentum mehr als bloßes Erinnern. „Sachor – erinnere dich so, als wärest du dabei gewesen“, heißt es am Seder-Abend beim Verlesen der Haggada. „Sprich mit deinen Kindern und diskutiere mit ihnen diese biblischen Ereignisse.“

„Sachor“ heißt, sich mit der Geschichte zu identifizieren und sich das Leid der Opfer zu vergegenwärtigen. Durch diese Erinnerungsarbeit entsteht eine Anteilnahme, die jede Indifferenz auslöscht. Diese Anteilnahme bedarf jedoch der emotionalen Intelligenz, wie heute die Herzensbildung heißt. „Sachor“ ist Ausdruck für eine Ethik der lebendigen, fortwährenden Erinnerung. Dies unterscheidet das von Sebastian Kurz intendierte Mahnmal von den bereits bestehenden.

„Unfähigkeit zu trauern“

Für das Nachkriegs-Österreich galt gegenüber den ermordeten und vertriebenen österreichischen Juden jene psychische Einstellung, die Alexander Mitscherlich als die „Unfähigkeit zu trauern“ bezeichnete. Man war froh, dass es keine Juden gab. 70.000 jüdische Wohnungen, 25.000 Geschäfte und Unternehmungen sowie zahlreiche Positionen an Universitäten, in Politik und Wirtschaft machten viele Österreicher zu Profiteuren der Verfolgung und Vernichtung der Juden. Dennoch sahen sie sich selbst als Opfer Hitlers. Der Antisemitismus bestand weiter und den einzelnen Überlebenden, die zurückkehrten, begegnete man mit Feindschaft und Ablehnung.

Es dauerte Jahrzehnte, bis es in unermüdlich-beherrlichen Bemühungen einiger weniger gelang, einen Erinnerungsort für die Deportierten und Ermordeten zu schaffen. Auf dem Gelände des ehemaligen Aspanger Bahnhofes, von dem aus die österreichischen Juden in Viehwagons die Reise in den Tod antraten, wurde auf Betreiben des Historikers Karl Hauer eine kleine Gedenktafel

errichtet, die nach wenigen Monaten von Gras und Gestrüpp überwuchert wurde.

Leo Luster und Herbert Schwarz, die beide mit ihren Familien von diesem Bahnhof deportiert worden waren und Ghetto, KZ, Auschwitz und Todesmärsche überlebt hatten – ihre Familienmitglieder waren ermordet worden –, bemühten sich jahrzehntelang um ein würdiges Denkmal. Rudolf Zabranas, stellvertretender Bezirksvorsteher des dritten Bezirkes, unterstützte diese Bemühungen. Dank seiner Initiative stellte die Bezirksvorsteherung den Antrag an den Gemeinderat, den Platz vor dem ehemaligen Aspanger Bahnhof als „Platz der Opfer der Deportation“ zu benennen. Seitens der Anrainer und auch einzelner Magistratsstellen gab es erbitterten Widerstand. Man wollte auf keinen Fall eine Erinnerung an die Ermordeten.

Bereits im Jahr 2000 sollte auf Zabranas Betreiben ein Mahnmal mit den eingravierten Namen der Opfer errichtet werden. Dieser Plan wurde aus Kostengründen abgelehnt. Auch das auf Vorschlag von Simon Wiesenthal errichtete Denkmal am Judenplatz trägt nicht die Namen der Opfer, sondern symbolisiert das jüdische Volk als Volk des Buches.

Im September 2017 – also 70 Jahre nach Kriegsende – wurde ein Denkmal errichtet, das interessanterweise nicht auf die jüdischen Opfer hinwies, sondern nur im Text wandseitig den Begriff „Deportierte“ trägt. Erst eine beigefügte Tafel gibt die notwendigen Erklärungen. Dieses Denkmal entspricht nicht den Vorstellungen, die Leo Luster und Herbert Schwarz als Betroffene hatten; als Opfer hatten sie das Grauen der Deportation erlebt – im Gegensatz zu einer Jury, die eine

Die Nationalsozialisten wollten von ihren Verbrechen keine Spur hinterlassen. Die Opfer sollten de facto zweifach ermordet werden, physisch und namentlich – ganz im Sinne des biblischen Wortes: „Der Name möge für ewige Zeiten ausgelöscht sein.“

unbefriedigende Kompromisslösung traf. Mit unzähligen Briefen und Telefonaten an Kulturstadtrat Mailath-Pokorny versuchte der schwerkranke Leo Luster von Israel aus diese Kompromisslösung zu verhindern. Leider vergebens! Wichtig war für die Jury, dass das Denkmal in das Ensemble der Gemeindebauten passte, die Anrainer nicht mehr als notwendig störte und den anliegenden Kinderspielplatz nicht beeinträchtigte.

Bei der Eröffnung am 7. September 2017 hob Wiens Kulturstadtrat stolz das Gelingen dieses Kompromisses hervor. Bundespräsident und Bürgermeister fehlten beim Gedenken an die 66.000 ermordeten Juden, das Fernsehen berichtete zwei Minuten über dieses Ereignis.

Mit dem von Bundeskanzler Sebastian Kurz initiierten Mahnmal werden die Opfer namentlich durch Eingravierung erwähnt und somit post mortem der Anonymität entrisen. Die Nationalsozialisten wollten von ihren Verbrechen keine Spur hinterlassen. Die Opfer sollten de facto zweifach ermordet werden, physisch und namentlich – ganz im Sinne des biblischen Wortes: „Der Name möge für ewige Zeiten ausgelöscht sein.“

Bedeutung des Namens

In der Antike sprach man von „damnatio memoriae“ bzw. „abolitio nominis“. Die Person wurde getötet, und durch Auslöschung des Namens wurde auch die Erinnerung an sie komplett getilgt, so als hätte sie nie gelebt. Die Nationalsozialisten waren sich der Bedeutung des Namens bei der Stigmatisierung und Vernichtung ihrer Opfer voll bewusst.

Die Mehrzahl der österreichischen Juden, die vom Aspanger Bahnhof die Reise in den Tod antraten, wurde von Einsatzkommandos der SS und örtlichen Hilfstruppen erschossen und vergast. Für Junge und Arbeitsfähige galt das Programm „Vernichtung

durch Arbeit“. Als Sklavenarbeiter war der persönliche Name als Wesensmerkmal des Menschen nicht erforderlich. Es wurden Nummern in die Haut eingebrannt, die den Namen ersetzten. Damit wurde jede Individualität genommen und die De-Humanisierung vollendet. Die Ziffer war für die industrielle Nutzung wichtig; sie war das Symbol der entmenslichten Kennzeichnung.

Es sollte von jeder Person, die ermordet wurde, keine Spur übrigbleiben; lediglich die verwertbare organische und anorganische Substanz: Menschenhaar, Asche (verwendet zur Düngung und im Winter zur Bestreuung der Straßen und Gehwege), tätowierte Haut zum Überzug von diversen Gegenständen sowie Skelette für anatomische und anthropologische Institute der SS. Bauchfett von ermordeten Frauen wurde herausgeschnitten, um in SS-Hygieneinstituten in Konzentrationslagern als Nährböden für Bakterienzüchtung zu dienen; zum gleichen Zweck wurden die Brüste der Opfer abgeschnitten.

Ein Mahnmal, das den Namen der Ermordeten trägt, gibt diesen ihre Identität und Würde als Person zurück. Dieser Gedanke war auch maßgebend für die Gedenkstätte Yad Vashem. Bereits 1942 wurde nach Bekanntwerden von Massenerschießungen in Osteuropa in einem Kibbuz die Idee zu einem Mahnmal entsprechend einem Vers des Propheten Jeschajahu geboren: „So gebe ich ihnen in meinem Haus und meinen Mauern Mahnmal und Namen, mehr wert als Söhne und Töchter. Ich gebe ihnen einen ewigen Namen, der nimmer wird getilgt.“ Dieser Vorschlag des Kibbuz-Mitgliedes Mordechai Schenabi, für die in Europa ermordeten Juden eine Gedenkstätte mit dem Namen „Yad Vashem“ („Mahnmal und Name“) zu errichten, und der sich auf den Vers des Propheten Jeschajahu bezog, erfolgte 1942, also zu einem Zeitpunkt, als die Er-

mordung der Juden noch voll im Gang war und noch nicht alle sechs Millionen ermordet worden waren.

Im August 1953 beschloss die Knesseth, das Parlament des 1948 gegründeten Staates Israel, die Errichtung von Yad Vashem in Jerusalem. Damit wurden Millionen Ermordeten, die in den Krematorien zu Asche verbrannt worden waren, wieder Namen und Identität gegeben und persönliches Schicksal dokumentiert. Die Nationalsozialisten hatten diese Menschen ermordet, aber das Ausradieren der Erinnerung an die Opfer wurde ihnen damit unmöglich gemacht.

Die Erinnerung an die ermordeten Juden basiert darauf, dass ihre Namen überdauern. Normalerweise ist die beste Garantie für das Überdauern eines Namens die Nachkommenschaft. So heißt es im 1. Buch Samuel, Vers 24,22: „Darum schwöre mir nun beim Herrn, dass du meine Nachkommen nicht ausrotten und meinen Namen nicht aus dem Haus meines Vaters austilgen wirst.“

Am Beginn seiner Kanzlerschaft hat der 31-jährige Sebastian Kurz mehr Verständnis für die jüdische Tradition gezeigt als alle seine Vorgänger. Er gibt den Ermordeten die Namen wieder.

Beim Propheten Jeschajahu heißt es außerdem in Vers 43, 1: „Und nun, so spricht der Ewige, dein Schöpfer, dein Bildner, Israel: Nicht fürchte, denn ich löse dich; ich rufe dich bei deinem Namen, denn du bist mein.“

Dieses zu errichtende Mahnmal hebt die Bedeutung des Namens als konstitutives Merkmal der Persönlichkeit jedes Einzelnen hervor, denn der ermordeten österreichischen Juden wird als einzigartiger Menschen in voller Würde und gemäß der jüdischen Tradition gedacht. Es erinnert nicht nur an die Verbrechen der Nationalsozialisten, sondern auch an den „Winterschlaf“ des Weltgewissens – also an jene, die wussten und schwiegen. *nu*

Ein neues Schoa-Mahnmal kommt – ist das notwendig?

VON RENÉ WACHTEL

Vor einiger Zeit verkündete Bundeskanzler Sebastian Kurz, dass er Budgetmittel für ein Mahnmal für die österreichischen Opfer des Holocaust bereitstellen werde. Die Stadt Wien, wo diese Namens-Mauer aufgestellt werden soll, müsste ebenfalls zur Finanzierung beitragen. Viele, auch die jüdische Community, wurden von dieser Idee förmlich überrumpelt.

Die Erfahrung zeigt, dass in Gedenkjahren vielen Politikern daran gelegen ist, etwas zu präsentieren, wofür sie selbst der Nachwelt in Erinnerung bleiben. Beispiele dafür sind die berühmt gewordenen Reden von Franz Vranitzky oder auch von Richard von Weizsäcker. Und man hat das Gefühl, dass Bundeskanzler Kurz es ihnen durch die Errichtung dieses Memorials im Zentrum von Wien gleichtun will: etwas für die Ewigkeit schaffen.

Es ist richtig, dass kein österreichisches Holocaust-Opfer einen Grabstein hat. Viele von uns haben auf den Grabstein unserer Eltern auch die Namen von deren ermordeten Eltern, also unserer Großeltern, geschrieben und gedenken ihrer. Diese Namens-Gedenkmauer soll also gebaut werden, um für jeden einzelnen Ermordeten einen Platz der Erinnerung zu schaffen. Ist das aber wirklich notwendig? Es gibt am Wiener Judenplatz Rachel Whiteheads Denkmal für die österreichischen Opfer des Holocaust – an einem für die Wiener jüdische Gemeinde zentralen Platz und eingebettet in einen historischen Kontext. Diesen oder einen ähnlich zentralen Platz kann die geplante Namens-Gedenkmauer nie bekommen. Außerdem sollte man auch noch bedenken, dass es neben den jüdischen viele andere Besucher gibt. Und ich bin sicher, dass eine Mauer mit mehr als 65.000 Namen, wie optimal sie auch ge-

staltet sein sollte, die Besucher förmlich erschlägt. Eine Mauer mit Namen allein ist auch zu wenig, ein Mahnmal muss mehr können. Es muss die Besucher ansprechen, fesseln und gleichzeitig zum Nachdenken bringen.

Ich finde deshalb die „Steine der Erinnerung“ einfach viel aussagekräftiger. Man steht vor einem Haus, liest die Namen und sieht: Diese Menschen waren unter uns. Sie waren ein Teil der Gemeinschaft, Nachbarn, Freunde, man sah sie jeden Tag, grüßte sie. Und plötzlich wurden sie zu Feinden und Hassobjekten gemacht, wurden vertrieben. Ermordet. Auch das wunderbare Denkmal in der Servitengasse, wo 426 Schlüssel

an die „verschwundenen Nachbarn und Geschäftsleute“ erinnern, empfinde ich als aufwühlender und berührender als ein großes Mahnmal mit vielen Namen.

Es wächst eine Generation heran, die den Holocaust nur mehr aus den Geschichtsbüchern kennt. Die letzten Zeitzeugen sterben, die Politik ist zunehmend gefordert. In der Arbeit der Erinnerungskultur müssen neue Methoden, neue Akzente gesetzt werden.

Ich glaube, es wäre ein besseres Zeichen von Bundeskanzler Sebastian Kurz, im Gedenkjahr die Erinnerung 2.0 zu initiieren, indem er neue Denksätze fördert und einfordert. Das wäre ein Zukunftsprojekt für alle. *nu*

Steine der Erinnerung



© IDA SALAMON

Echtes Anliegen oder PR-Gag

Die Regierung beschließt eine Gedenkmauer für jüdische NS-Opfer. Das ist zu begrüßen, wenn mehr als nur politisches Kalkül der Hintergrund ist.

VON PETER SCHWARZ

Anlässlich des 80. Jahrestags des „Anschlusses“ beschließt die Regierung, „... ein bleibendes Zeichen des Erinnerns zu setzen. (...) Das Gedenken an verstorbene Menschen nimmt hier einen besonderen Stellenwert ein. Obwohl gerade im Judentum ein Gedenkort für die Verstorbenen von großer Bedeutung ist, existiert jedoch bisher für die Nachfahren der in der Schoa ermordeten jüdischen Österreicherinnen und Österreicher kein Ort der individuellen, namentlichen Erinnerung an die Opfer.“

Aus meiner beruflichen Tätigkeit für das Psychosoziale Zentrum Esra weiß ich um die große Bedeutung des „Social Support“ für Menschen, die durch Verfolgung traumatisiert wurden. Medizinisch, psychotherapeutisch und sozialarbeiterisch kann viel für Betroffene geleistet werden. Die Arbeit für Überlebende der NS-Verfolgung und deren Nachkommen ist eine der Hauptaufgaben des Psychosozialen Zentrums Esra.

Viele Menschen, die durch das menschenverachtende NS-Regime, durch die Gesellschaft, ihre nächste Umgebung verfolgt, gepeinigt und vertrieben wurden, verloren das Vertrauen in ihre Mitmenschen und die Menschlichkeit generell. Sie waren schutzlos einer Willkür ausgeliefert, der sich zu wenige entgegenstellten. Nur wenige wagten die Verfolgten zu unterstützen, zu ver-

stecken oder auf andere Weise deren Überleben zu ermöglichen.

Vertrauensverlust über Generationen

Dieser Verlust des Vertrauens in die Menschheit übertrug sich in vielen Fällen auch auf die Nachkommen der Verfolgten. Auch heute noch sehen viele der Nachfolgenerationen der NS-Opfer die Politik und die Gesellschaft skeptisch und kritisch. Durch das Anerkennen des Leids und durch das Wahrnehmen dieser Schicksale kann die Gesellschaft und eben auch das offizielle Österreich einen wichtigen Beitrag den Überlebenden der NS-Verfolgung und deren Nachkommen gegenüber leisten. Dieser „Social Support“ ist eine Form der Hilfe und Unterstützung, die jede und jeder bieten kann. Man braucht dazu keine Ausbildung, kein Diplom. Man benötigt Empathie, Respekt vor Menschen, Menschlichkeit.

In diesem Sinne und als Zeichen der Verantwortung der Republik Österreich gegenüber NS-Überlebenden, die aus Österreich durch Österreicher vertrieben, verfolgt, gejagt und ermordet wurden, ist der Beschluss der Regierung zur Errichtung eines Gedenkortes zu begrüßen. Umso mehr, wenn damit die Warnung an heutige und zukünftige Generationen verbunden ist, wie Politik, wie Populisten große Teile der Bevölkerung zu menschenverachtenden Haltungen und Handlungen verleiten können. Ein Mahnen, wie Gruppen der Gesellschaft für Missstände im Staat verantwortlich gemacht und zu Sündenböcken gestempelt werden können.

Aller Opfergruppen gedenken

Es ist zu begrüßen, dass die zehntausenden Ermordeten der Anonymität entrissen werden. Gräber gibt es für fast niemanden von ihnen. So sollen

die 66.000 Namen der Juden verewigt werden. Juden sind die größte Gruppe der Verfolgten. Es war das dezidierte Ziel der Nazis, das Judentum zu vernichten. Dies hatten sie auch mit anderen Minderheiten vor. Alle Ermordeten, unabhängig vom vorgegebenen Verfolgungsgrund, also auch Roma, Sinti, Slowenen, Widerstandskämpfer, politisch Verfolgte, Homosexuelle und so weiter hatten das gleiche Leid zu ertragen, lagen auf den gleichen Pritschen im KZ, schleppten die gleichen Granitblöcke in Mauthausen und wurden, wie auch kranke und behinderte Menschen, auf bestialische Weise ermordet. Daher sollte meiner Meinung nach die Republik aller Opfergruppen gedenken, will man nicht unter den Opfern eine Hierarchisierung schaffen. Das schmälert nicht das Andenken an die jüdischen Opfer und macht noch deutlicher, wie menschenverachtend dieses System, die Ideologie und dieses Regime waren.

Inneres Bedürfnis oder politisches Kalkül?

Ein bleibendes Zeichen im Andenken an die Opfer der Schoa zu setzen, beschließt eine Regierung, die zum Teil aus Mitgliedern besteht, die rechtsradikale und auch antisemitische Medien bis in die jüngste Vergangenheit unterstützten. Medien, die KZ-Häftlinge als „Landplage“ bezeichneten. Es sind Personen, die Karikaturen von Bankern mit Hakennase und Davidstern-Manschettenknöpfen verbreiteten.

Es drängt sich die Frage auf, ob dieses „Zeichen“ nun aus einem inneren Bedürfnis der Mitglieder der Regierung gesetzt wird oder ob auch politisches Kalkül dahinter steht. Sollen etwa damit Kritiker der Koalition zwischen ÖVP und einer fragwürdigen FPÖ beruhigt werden? Ich frage mich, wie wohl

Ist der Regierung das Gedenken an die jüdischen Ermordeten, eventuell alle Opfer des NS-Regimes, ein echtes Bedürfnis, ein Anliegen aus dem Verständnis des Unrechts, unendlichen Leides und der Verantwortung – oder ist es lediglich ein PR-Gag?

Heinz-Christian Strache noch vor ein paar Jahren auf so ein Vorhaben einer Vorgängerregierung reagiert hätte. Hätte er dieses Vorhaben unterstützt oder vielleicht mit Hinweis auf die Kosten regelrecht zerfetzt? Welche Wortspiele hätte er, mit Hilfe von Herbert Kickl, am Aschermittwoch unter tosendem Applaus der Menge zugerufen?

Ja, man sollte Menschen zugestehen, dass sie klüger und weiser werden, sich ändern können. Mir fiel das viel leichter, würde die FPÖ aus eigener Initiative sich von Personen trennen, die mit antisemitischen oder xenophoben Organisationen und Medien Kontakte pflegen beziehungsweise diese unterstützen. Dazu benötigt man keine Kommission. Es reichen ein selbstkritischer Blick, die Berichte vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands und die Studie von SOS-Mitmensch zur „Systematischen Unterstützung von Antisemitismus durch die FPÖ“.

Wenn die FPÖ sich aus eigenem Antrieb von menschenverachtender, antisemitischer oder anderer minderheitenfeindlicher beziehungsweise NS-Gesinnung tatsächlich trennte, ohne vom *Falter* oder *Profil* „erwischt“ zu werden, wäre die Betroffenheit der Minister über die Opfer des NS-Regimes glaubhafter.

Finanzierung offen

Zwei Tage nach dem Regierungsbeschluss wird bekannt, dass die Finanzierung für die Gedenkwand noch gar nicht steht, also die Regierung ein Projekt „ideell“ unterstützt und über die Finanzierung noch nachdenken und verhandeln will.

Also nochmals die Frage: Ist der Regierung das Gedenken an die jüdischen Ermordeten, eventuell alle Opfer des NS-Regimes, ein echtes Bedürfnis, ein Anliegen aus dem Verständnis des Unrechts, unendlichen Leids und der Verantwortung – oder ist es lediglich ein PR-Gag?

Der obige Kommentar erschien am 19. März 2018 im Online-*Standard*. Heute, zwei Monate später, aktualisiere ich ihn für diese Ausgabe des **NU**:

Wir alle sind um einige Gedenkveranstaltungen und Gedenkreden klüger. Ganz besonders die vielbeachtete Rede von Michael Köhlmeier klingt noch nach. Manche meinen: „Die Motivation zur Schaffung einer Gedenkstätte ist nicht so wichtig, Hauptsache, sie machen es!“ Ich sehe das anders. Für mich ist die Motivation entscheidend dafür, was der Bevölkerung (und den eigenen Reihen) vorgelebt wird. Wenn Themen wie die NS-Vergangenheit Österreichs, millionenfacher Mord oder Verantwortung gegenüber NS-Überlebenden und Nachfolgegenerationen zum Spielball, zum missbrauchten Instrument der Politik werden, verliert das Gedenken an Wert und Wirkung.

Vielleicht meinen es Kurz und Strache wirklich ernst. Dann sollen sie die nun eingenommene Haltung leben, ohne sie demonstrativ vor sich herzutragen. Sie sollten Geduld aufbringen. Mir vermitteln sie das Gefühl, dass sie meinen, den diesen großen Verbrechen gebührenden Umgang gefunden zu haben. Seht her! Jetzt sind wir keine Verleugner und Verdreher der Geschichte mehr!

Das dauert doch etwas länger! Die Anerkennung für eine anständige Haltung stellt sich mit der Zeit von selber ein. Ich finde es großartig, wenn der Kanzler mit Holocaustüberlebenden ihren Geburtstag feiert. Anlässlich der großen Gedenkfeier zum „Anschluss“ sich öffentlich damit zu brüsten, gibt zu denken und erinnert an „Einige meiner besten Freunde sind Juden“.

Um es kurz zu machen: Ich habe den Eindruck, Strache bemüht sich wirklich, aus dem Neonazi-ewiggestrig-NS-Verharmlosungs-Eck herauszukommen. Das sollte man anerkennen.

Bemerkenswert ist das große, seit der Regierungsbildung deutlich angestiegene Interesse beider Regierungs-

parteien am Gedenken an NS-Opfer. Das geht so weit, dass ausgerechnet nach dem Eintritt in die Regierung die FPÖ unbedingt und (meines Wissens nach) erstmalig bei der jährlichen Befreiungsfeier in Mauthausen dabei sein wollte. Nachdem dies von den Veranstaltern nicht gewünscht war, hat die Regierung eine neue Gedenkveranstaltung erfunden, die am gleichen Sonntag, aber in Wien am Albertinaplatz um 8:00 Uhr früh stattfand. Faktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Dort konnte auch Strache sprechen und fand deutliche Worte inklusive eines längeren Zitates von Erich Fried.

Wenn er sich tatsächlich von seiner eigenen rechtsextremen Vergangenheit distanziert, wenn er bereit, noch vor wenigen Jahren antisemitische Karikaturen verbreitet zu haben, wenn er und die Partei von sich aus die Funktionäre und Mitglieder ausschließen, die menschenverachtendes Gedankengut vertreten, wenn sie dafür sorgen, dass z.B. Landbauer nicht in die Politik zurückkehrt, wenn Kritik an antisemitischen, rassistischen Positionen von FPÖ-Funktionären nicht relativiert wird, dann könnte man beginnen zu glauben, dass Strache und die Partei sich ändern.

Wenn beide Regierungsparteien sich mit der Rede von Köhlmeier auseinandersetzen und nicht einen (diskutierenswerten) Aspekt herausgreifen, um sich die Auseinandersetzung mit der Botschaft zu sparen, wäre das ein echter Fortschritt. Gerade die, die sonst der Gegenseite so gerne Alarmissimus und Aufgeregtheit vorwerfen, echauffieren sich über den Kritiker. Wenn auf Kritik wie jene von Köhlmeier ernsthaft eingegangen wird, dann wird auch das Engagement glaubhaft. Bis dahin bleibt vieles in meinen Augen, auch und gerade das demonstrative Gedenken, Teil der Tagespolitik – ein Kranz von Feigenblättern und eben auch PR-Gags. *nu*

Unsichtbare Geschichten

In ihren Skulpturen verbindet die britische Bildhauerin Rachel Whiteread Erzählungen aus ihrem privaten und beruflichen Leben. Zu sehen sind sie derzeit im Belvedere 21 in Wien.

VON DANIELLE SPERA

Rachel Whiteread und Wien, eine schwierige Beziehungsgeschichte. 1995 wurde der Beitrag der britischen Künstlerin von einer internationalen Jury zur Gestaltung des Holocaust-Mahnmals am Wiener Judenplatz ausgesucht. Damals war sie die jüngste Bewerberin, inzwischen ist sie ein Superstar. Als erste Frau hat sie den renommierten Turner Preis, die wichtigste britische Auszeichnung für moderne Kunst, erhalten und ihr Land auf der Biennale in Venedig vertreten.

Doch zurück in die 1990er Jahre: Nachdem bei den Arbeiten zur Aufstellung des Mahnmals die Überreste der 1421 zerstörten mittelalterlichen Synagoge gefunden worden waren, verzögerte sich der Bau des Mahnmals um einige Jahre. Von „fünf Jahren Hölle“ sprach Rachel Whiteread immer wieder und wollte Wien für immer den Rücken kehren. Dass sie jetzt, 18 Jahre nach der Errichtung des Mahnmals, eine große Ausstellung im Belvedere 21 (zuvor 21er Haus) zeigt, ist der früheren Belvedere-Direktorin Agnes Husslein geschuldet.

Der Grund für die langjährige Verstimmung Whitereads lag nicht nur an der Verzögerung, sondern auch an den Protesten, die ein damals am Judenplatz ansässiger Möbelhändler initiiert hatte. Und dann auch noch

die Kritik an der Gestaltung, die von so manchem Wiener Bürger als fantasielos abgekanzelt worden war. Doch gerade durch seine einfache Form berührt und besticht das Mahnmal bis heute. Die Bibliothek mit den immer gleichen umgedrehten Büchern symbolisiert die Zerstörung der Identität und der Lebensgeschichten der jüdischen Opfer der Schoa. Im Gegensatz zu Alfred Hrdlickas Mahnmal gegen Krieg und Faschismus macht das Schoa-Mahnmal auf dem Judenplatz die Leere sichtbar und weckt Erinnerungen an unwiederbringlich Verlorenes.

Anders als es Wiener Kritiker formulierten, sind Rachel Whitereads Arbeiten sehr sinnlich und bergen eine berührende Emotionalität in sich. Ihre Skulpturen verstehen sich nicht nur oft als Sozialkritik, sondern verbinden auch ihr privates mit ihrem beruflichen Leben. Die minimalistischen Abgüsse aus so unterschiedlichen Materialien wie Beton, Harz oder Gips befassen sich sehr oft mit Leerräumen, die an verschiedenste Momente im Leben der Künstlerin erinnern. Eine ihrer Arbeiten zeigt den Raum unter dem Bett ihres Vaters, den sie nach seinem Tod abgenommen hat, oder



Künstlerin Rachel Whiteread und die Direktorin des Jüdischen Museums Wien Danielle Spera

© ASTRIDPETERLE

Die minimalistischen Abgüsse aus so unterschiedlichen Materialien wie Beton, Harz oder Gips befassen sich sehr oft mit Leerräumen, die an verschiedenste Momente im Leben der Künstlerin erinnern.

auch den Innenraum jenes Kastens, in dem sie sich als Kind versteckte. Abgüsse von Kartons erinnern an die Kisten, die nach dem Tod ihrer Mutter die Erinnerungen aufbewahrten. Wärmeflaschen symbolisieren die Suche nach Wärme und Nähe.

Es sind die unsichtbaren Geschichten, die Rachel Whiteread erzählt und die uns bei näherem Betrachten völlig in den Bann ziehen. „Room 101“ ist der Abguss eines Zimmers im ehemaligen BBC-Hauptquartier, das George Orwell zur Schreckenskammer in seinem Roman 1984 inspiriert haben soll. Auf Rachel Whitereads Arbeiten muss man sich einlassen. Sie sind nicht spekulativ, sondern sensibel und einfühlsam.

Mit Wien hat sie sich versöhnt. Ist doch auch die Ausstellung im Belvedere 21 noch beeindruckender als auf ihrer ersten Station in der Tate Modern in London, nicht zuletzt durch die Außeninstallation des „Chicken Shed“ im ehemaligen Pfirsichgarten des Belvedere. Wie sie das Mahnmal heute betrachtet? – „Mit viel Stolz und Freude.“ Schon immer wollte ich sie fragen, wie wir damit umgehen sollen, dass sich täglich Menschen auf das Podest des Mahnmals setzen, essen, trinken oder rauchen. „Das ist für mich in Ordnung“, sagt sie fröhlich, um gleich nachzusetzen: „Wenn das allerdings die Gefühle von Menschen verletzt, deren Angehörige umgebracht worden sind, dann ist es inakzeptabel.“ Einen Ort des Nachdenkens wollte sie damals schaffen. Das ist ihr perfekt gelungen. *nu*



Durch seine einfache Form berührt und besticht das Holocaust-Mahnmal bis heute.

© DANIELLE SPERA

Rachel Whiteread
Belvedere 21 und Belvedere-Garten bis 29. Juli 2018



Rachel Whiteread am Judenplatz

© RACHEL WHITEREAD



„Chicken Shed“ im ehemaligen Pfirsichgarten des Belvedere

© DANIELLE SPERA



© DANIEL BOCKWOLDT/DPA/PICTURESK.COM

Zwei unvergleichbare Gefahren

Europas Juden sind heute mit muslimischem und rechtem Antisemitismus konfrontiert – aber auf eine ganz andere Weise.

VON ERIC FREY

Als der Künstler Arik Brauer in einer ORF-Sendung im März erklärte, er fürchte sich mehr vor muslimischem als vor rechtsextremem Antisemitismus, löste er lautstarke Proteste aus. Das sei islamophob und verharmlose die rechten Kräfte in diesem Land, warfen ihm Kritiker vor. Bald darauf wurde Oskar Deutsch, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, im Ö1-Interview gefragt, was er denn für schlimmer halte. Diese Frage könne man nicht beantworten, wick Deutsch dem Interviewer aus.

Bloß: Auch durch Nichtantworten geht die Frage nicht weg, die sich derzeit viele Menschen, Juden wie Nichtjuden, stellen. Und ja, die Frage lässt sich beantworten, wenn auch nicht in einem Satz.

Wenn es um die physische und auch psychische Bedrohung von Juden in Europa heute geht, dann geht die Gefahr fast ausschließlich von Muslimen

aus. Ob Terrorismus gegen Synagogen oder jüdische Geschäfte, tödliche Gewalt gegen jüdische Nachbarn, Angriffe auf Kippa-Träger auf der Straße oder Mobbing gegen jüdische Schüler – die Täter stammen stets aus Nordafrika, dem Nahen Osten oder der Türkei. Wenn Berliner Juden sich fürchten, auf der Straße attackiert zu werden, dann halten sie nicht ängstlich nach Skinheads Ausschau, sondern nach jungen Männern mit arabischem Aussehen. Wenn französische Juden Alija planen, weil sie sich in ihrem Land nicht mehr sicher fühlen, dann meinen sie nicht Anhänger des Front National, sondern muslimische Migranten. (Selbst die Verhöhnung von Auschwitz-Opfern durch die Rapper Kollegah und Farid Bang, die zur Abschaffung des Echo-Musikpreises geführt hat, war von antijüdischen Haltungen unter Muslimen geprägt.)

Antisemitismus in der rechtsextremen europäischen Tradition findet

Außerhalb von Ungarn und Polen, wo mit Antisemitismus immer noch Politik gemacht wird, sterben die alten Judenhasser aus, junge muslimische Antisemiten wachsen nach.

heute in erster Linie in sozialen Medien statt und ist kaum im Steigen begriffen. Die Zunahme antisemitischer Vorfälle, von der auch die IKG regelmäßig spricht, spiegelt bloß die Tatsache wider, dass das frühere Stammtischgerede nun schriftlich erfolgt und daher dokumentiert werden kann. Nicht einmal die Weltfinanzkrise von 2008 mit ihren jüdischen Akteuren hat zu einer neuen Welle des Antisemitismus geführt. Außerhalb von Ungarn und Polen, wo mit Antisemitismus immer noch Politik gemacht wird, sterben die alten Judenhasser aus, junge muslimische Antisemiten wachsen nach. So gesehen hat Arik Brauer recht.

Aber auch das macht den muslimischen Antisemitismus nicht zur lebensbedrohenden Gefahr für Europas Juden. Das gilt vor allem für Länder wie Österreich, wo die Mehrheit der Muslime aus der Türkei stammt, einem Land mit weniger virulentem Antisemitismus als im arabischen Raum. In Wien kann man weiterhin mit Kippa auf der Straße gehen, ohne Gefahr zu laufen, angepöbelt oder gar angegriffen zu werden. Ob sich das viele in Favoriten trauen würden, ist eine andere Frage.

Muslimischer Judenhass

Und es gibt einen allgemeinen Aspekt, der den muslimischen Judenhass etwas leichter erträglich macht als den von katholischen Fanatikern oder Neonazis: Er hat eine konkrete Motivation, nämlich den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern. Es gab immer schon Antisemitismus im Islam, aber er war nie so stark ausgeprägt wie im Christentum. Erst der Nahostkonflikt hat Juden für viele Muslime zum Feindbild gemacht – zuerst die Gründung und Existenz des Staates Israel, zuletzt vor allem die israelische Besatzungspolitik und die Unterdrückung von Palästinensern.

Nichts, was Israel tat oder tut, rechtfertigt irgendeinen Angriff auf israelische Zivilisten oder gar Juden in der Diaspora. Aber weil dieser Antisemi-

tismus von einem politischen Konflikt gespeist ist, besteht die Hoffnung, dass er im Falle einer Friedenslösung, so unwahrscheinlich sie auch sein mag, wieder an Kraft verlieren wird. Das merkt man auch daran, dass jeder Ausbruch der Gewalt in der Region zu einem Anstieg antisemitischer Übergriffe auf Juden in Europa führt.

Europäischer Antisemitismus

Dass heute die Mehrheit der Muslime in aller Welt Juden mit Israel gleichsetzt und sie für alles Leid der Palästinenser verantwortlich macht, ist entsetzlich. Aber auch jüdische Gemeinden in Europa und den USA tragen zu dieser Vermischung bei, indem sie sich nach außen hin mit Israel identifizieren und nach innen eine unbedingte Unterstützung von Israel einfordern. Und Israels Regierung hilft, die Grenze zwischen Judentum und Israel zu verwischen, indem sie Kritik an ihrer Politik schnell als Antisemitismus klassifiziert. Wenn auf jüdischen Veranstaltungen in Europa regelmäßig israelische Fahnen wehen, darf man sich nicht wundern, dass die Feinde Israels zwischen Israelis und Juden nicht unterscheiden.

Es kann sein, dass der Antisemitismus unter Muslimen sich inzwischen verselbständigt hat und auch ohne Anlässe weiter kochen wird. Aber er unterscheidet sich doch vom europäischen religiösen oder rassistischen Antisemitismus, der ausschließlich auf Lügen und Verschwörungstheorien beruht und nicht einmal in Ansätzen eine Rechtfertigung kennt. Und während muslimische Hetze gegen europäische Juden von außen kommt, erwächst rechter Antisemitismus aus der Mitte unserer Gesellschaft – und ist deshalb noch bestürzender. Bei jeder antisemitischen Bemerkung, die am Arbeitsplatz oder in einer Gesellschaft fällt, bei jedem hetzerischen Posting, selbst bei einem geschmacklosen Witz geht vielen ein Gedanke durch den Kopf: „Hört denn das niemals auf?“ Dieser Antisemitismus hat eine tausendjährige Tradition und

Millionen von Opfern in seiner Schreckensbilanz.

Im Vergleich zu den sechs Millionen in der Schoa Ermordeten ist die Zahl der europäischen Juden, die muslimischen Gewalttätern zum Opfer fielen, verschwindend klein. Jeder einzelne Fall, ob die 85-jährige Mireille Knoll in Paris oder die Kinder, die 2012 vor der jüdischen Schule in Toulouse erschossen wurden, ist eine Tragödie. Aber selbst wenn Antisemitismus unter Muslimen weiter steigt, schweben Europas Juden nicht in akuter Lebensgefahr. Denn egal ob in Frankreich, Belgien, Schweden, Deutschland oder Österreich: Sie werden vom Staat und seinen Institutionen so gut wie möglich geschützt.

Was den Vergleich von muslimischem und rechtsextremem Antisemitismus besonders schwierig macht, ist die Tatsache, dass der Hinweis auf den einen Ungeist als Rückendeckung für den anderen dienen kann. Rechtspopulisten nutzen Judenhass unter Migranten für ihre Zwecke und spielen sich gerne als Verteidiger der jüdischen Bevölkerung und Israels auf. Aber gleichzeitig setzen sie ihre eigenen antisemitischen Codes ein, etwa wenn Ungarns Premier Viktor Orbán dem US-Milliardär George Soros einen Masterplan zur Unterwanderung des christlichen Europa durch Flüchtlinge unterstellt und FPÖ-Klubchef Johann Gudenus dies als „stichhaltiges Gerücht“ bestärkt.

Und wer sich heute in Österreich oder Deutschland stark gegen Rechtspopulismus und Fremdenfeindlichkeit engagiert, neigt manchmal auch dazu, den Antisemitismus unter Migranten herunterzuspielen. Schließlich will man nicht seinen Feinden Argumente liefern.

Alle Ausprägungen des Antisemitismus weisen Ähnlichkeiten auf, aber die Unterschiede zwischen muslimischem und rechtsextremem Judenhass sind groß. Auf keinen Fall sollte man die beiden Phänomene vermischen und dann behaupten, die Lage in Europa sei wie in den 1930er-Jahren – und der nächste Holocaust stehe vor der Tür. nu

Musikalischer Kampfsport in brauner Jauche

Wird Judenfeindlichkeit und Verharmlosung des Holocaust über die subkulturelle Hintertür salonfähig? Echo auf die Echo-Preisvergabe an das Rapperduo Kollegah und Farid Bang.

VON ANDREA SCHURIAN

Können viele Menschen irren? Und wie sie können! Die Geschichte ist voller Beispiele. Nur bis zur Plattenfirma BMG (Bertelsmann Music Group) hat sich diese Erkenntnis offenbar die längste Zeit nicht herumgesprochen. Weil die Empörung über die Auszeichnung des Rapperduos Kollegah und Farid Bang mit dem Echo, einem der wichtigsten deutschen Musikpreise, nicht und nicht abebben wollte, konterte sie mit Verkaufszahlen. So viele Menschen könnten von den antisemitischen und rassistischen Texten der beiden wohl nicht verletzt sein, ließ BMG reichlich zynisch wissen, denn schließlich sei „Jung, Brutal, Gutausschend 3“ eines der meistverkauften Alben in Deutschland.

Aha, danke, die Erklärung ist beängstigend und nicht genügend, passt aber punktgenau zu den Frohlockungen der Plattenbosse vom Dezember des Vorjahres, mit Felix Blume alias Kollegah und Farid Hamed El Abdellaoui, Künstlername Farid Bang, Nummer eins in Deutschland geworden zu sein.

Deutscher Gangsta- und Battle-Rap ist musikalischer Kampfsport, krasse Provokation, machomäßig rotziges Imponiergehabe

von vorgeblich migrantischen oder sich zumindest so gebärdenden „Ghettokids“ für meist wohlstandsverwöhnte Bürgerkinder. Die plärren dann zum Entsetzen ihrer Eltern Kollegahs und Farid Bangs frauenverachtende, schwulenfeindliche Gewaltfantasien wie „dein Chick ist 'ne Broke-Ass-Bitch, denn ich fick' sie, bis ihr Steißbein bricht“ oder „Bitch, ich fülle sein' Kopf mit Blei per Kalash wie im Columbine-Massaker“ gedankenlos nach.

Unter lautem Protest

Neben dem Verkaufs- kam BMG auch noch mit dem Totschlagargument der „künstlerischen Freiheit“ daher. Welch ein eklatantes Missverständnis! Die Freiheit der Kunst ist ein schützenswertes Gut, aber sicherlich kein Schutzmantel für antisemitische, sexistische, rassistische, homophobe Umweltverschmutzung. Wie der *Berliner Tagesanzeiger* schrieb, beantragte der Staatsschutz bereits in der Woche vor der Preisverleihung bei der deutschen Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien, das Album von Kollegah und Farid Bang auf den Index zu setzen. Umso skandalöser das Herumeiern des 2013 eigens für solche Fälle gegründeten Echo-Ethikrats. Er befand nach „intensiver und teilweise kon-

troverser Diskussion“ einen formalen Ausschluss von „JBG3“ für nicht richtig, also wurden Textbausteine wie „mein Körper definierter als von Auschwitz-Insassen“ oder „mache wieder mal 'nen Holocaust, komm' an mit dem Molotow“ tatsächlich mit dem wichtigsten Musikpreis im deutschsprachigen Raum ausgezeichnet. Nach und nach gaben bisherige Preisträgerinnen und -träger, darunter etwa die Stardirigenten Daniel Barenboim und Christian Thielemann, ihren Echo unter lautem Protest zurück, Kollegah und Farid Bang behielten ihren. Mittlerweile wurde der Echo überhaupt abgeschafft.

Denn braune Jauche stinkt, egal ob sie von rechten Recken oder hippen Rappern abgesondert wird. Das Verbotsgesetz muss nicht nur für die unlängst publik gewordene, widerliche Kellernazi-Lyrik in burschenschaftlichen Liederbüchern gelten, sondern natürlich auch für den Holocaust verharmlosenden Schrott von Rappern wie Kollegah, Farid Bang und Co.

Oder wird Judenfeindlichkeit über die sub- und jugendkulturelle Hintertür gerade wieder stubenrein? Das Wischiwaschi des Echo-Beirates – „Wir nehmen wahr, dass nicht nur in der Musik, sondern auch in anderen Bereichen der Kultur, wie in Film, Theater und Male-

rei, eklatante Tabubrüche zunehmend zu den Merkmalen der Kunstfreiheit gehören. Auch sehen wir, dass Hass und Gewalt im gesamten medialen Umfeld zunehmen“ – lässt dies ebenso vermuten wie die verblüffend offenerzige Auskunft eines Burschen in der (online abrufbaren) WDR-Doku *Die dunkle Seite des deutschen Rap*. Jude, sagte er unbekümmert, sei halt ein gängiges Schimpfwort für einen, der geizig ist. *nu*





Haltungsübung Nr. 16

Blickwinkel

ändern.

Haltungsübung für Fortgeschrittene: Legen Sie jeden Tag ein paar Mal den Kopf zur Seite und betrachten Sie die Welt aus einem anderen Blickwinkel. Das ist gut für den Nacken. Und noch besser für Ihren Kopf.

70 Jahre Israel ... und seine arabischen Nachbarn

Israel ist eine kleine jüdische Insel in einem überwältigenden muslimischen Ozean. Die Beziehungen zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn haben sich in den vergangenen sieben Jahrzehnten dramatisch verändert.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Unmittelbar nach dem Niedergang des Osmanischen Reiches gegen Ende des Ersten Weltkriegs vereinbarten Seine königliche Hoheit Emir Faisal Ibn Hussein in Vertretung des arabischen Königreichs Hedschas und Dr. Chaim Weizmann für die Zionistische Weltorganisation ein Abkommen. Faisal träumte von einem arabischen Königreich „in Großsyrien und dem Irak“, genau wie Weizmann von einer jüdischen Heimstätte in Eretz Israel. Gemeinsam hatten sie „die Blutsverwandtschaft zwischen den Arabern und dem jüdischen Volk“ beschworen und gehofft, „die Einwanderung von Juden nach Palästina zu fördern“. Diese hochgesteckten Visionen lösten sich

jedoch angesichts der harten Realität von Kolonialpolitik, Stammesrivalitäten und nationalistischem Fanatismus bald im Nichts auf.

Als die Briten im Mai 1948 ihr Mandat in Palästina verließen, das sie ursprünglich nicht anvertraut bekommen hatten, um das Land aufzuteilen, sondern um eine jüdische Heimstätte einzurichten, waren die arabisch-jüdischen Beziehungen verbittert und feindselig. Palästina blutete durch arabische Aufstände und einen brutalen Bürgerkrieg.

Arabische

Ägypten, Syrien, Jordanien, der Irak, Saudi-Arabien, der Libanon und die Arabische Befreiungsarmee unter dem Kommando von Fausi al-Kawukdschi, der den Zweiten Weltkrieg in Nazi-Deutschland verbracht hatte, erklärten dem neugeborenen jüdischen Staat den Krieg. Ihr Ziel war, unter allen Umständen eine jüdische Heimstätte in Palästina zu verhindern. Die Resolution 181 der UNO-Generalversammlung vom 29. November 1947, die eine Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat vorsah, ist insofern einzigartig unter allen UNO-Resolutionen, als ein Staatenbündnis den Versuch ihrer Umsetzung mit einem Vernichtungskrieg beantwortete.

In den folgenden Jahrzehnten änderte sich wenig an der arabischen Einstellung gegenüber Israel. Im Juli 1951 wurde König Abdallah I. von Jordanien vor dem Eingang der Al-Aqsa-Moschee in Jerusalem ermordet, weil es Gerüchte gegeben hatte, er wolle mit den jüdischen Nachbarn über Frieden reden. Abdallahs Enkel, Prinz Hussein, stand an der Seite seines Großvaters, als dieser ermordet wurde, und wurde selbst verletzt. Möglicherweise hielt ihn dieses Erlebnis davon ab, mit Israel über Frieden zu verhandeln, nachdem er selbst im Jahr 1952 den Haschemienthron bestiegen hatte.

Im Frühsommer 1967 war die arabische Welt unter der Führung des ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser in Hochstimmung. Sein erklärtes Ziel war es, die Juden allesamt ins Mittelmeer zu treiben. Nachdem er die Friedenstruppen der Vereinten Nationen aus dem Sinai ausgewiesen und die Straße von Tiran für israelische Schiffe geschlossen hatte, zerstörte Israel in einem Präventivschlag die Luftwaffen der Koalition Nassers und eroberte im sogenannten Sechstagekrieg die Golanhöhen, das Westjordanland und die Sinai-Halbinsel. Nach dieser demütigenden Niederlage beantwortete die Arabische Liga in Khartum Anfang September 1967 Israels Angebot

Jüngste Entwicklungen im Gefolge des „Arabischen Frühlings“ haben tiefgehende Auswirkungen darauf, wie Israelis und Araber einander sehen. Die Vereinigten Staaten von Amerika scheinen einen „Sieg“ verkünden zu wollen, um sich dann aus der Region zu verabschieden.



© ROYALTY/TOPI/PICTUREDESK.COM

Teilung Israels 1947: Vertreter der arabischen Staaten bei der UN-Versammlung

von „Land für Frieden“ mit „drei kategorischen Nein“: „Nein zu Frieden mit Israel. Nein zu einer Anerkennung Israels. Nein zu Verhandlungen mit ihm.“

Wegen eines nachrichtendienstlichen Versagens Israels konnten die Ägypter sich selbst nach dem Oktoberkrieg von 1973, der auch als Jom-Kippur-Krieg bekannt ist, zu Siegern erklären. Diese Wahrnehmung auf der arabischen Seite eröffnete Anwar el-Sadat ein halbes Jahrzehnt später die Möglichkeit, auf Israels Premierminister Menachem Begin zuzugehen. Die Abkommen von Camp David führten die Sinai-Halbinsel zurück unter ägyptische Kontrolle, bereiteten den Weg für den ersten arabisch-israelischen Friedensvertrag und brachten Sadat, Jimmy Carter und Menachem Begin den Friedensnobelpreis.

Widerstand gegen den Frieden

Nicht nur die Aktivisten des Islamischen Dschihad, die Sadat im Oktober 1981 ermordeten, und die Bewegung der Muslimbruderschaft waren gegen den Friedensvertrag zwischen Ägypten und Israel. Es gab auch heftige Widerstände unter Christen. Der koptische Papst Schenuda III. drohte allen Gläubigen seiner Kirche mit einem Bann, sollten sie den Frieden mit Israel für eine Pilgerreise nach Jerusalem nutzen. Diese Bannandrohung war noch gültig, als

Schenuda im März 2012 starb. Wenige Monate nach Sadats Tod trafen sich 27 Organisationen, die praktisch die gesamte gesellschaftliche Elite Ägyptens vertraten, und beschlossen, Israel zu boykottieren.

Aber Sadats mutiger Schritt war eine Wasserscheide in den israelisch-arabischen Beziehungen, obwohl er wegen der Palästinenserfrage vielfach kritisiert wurde.

Ehud Baraks Rückzug aus dem Südlibanon im Mai 2000 war ein schwerer Schlag für Israels Beziehungen zu seinen nichtjüdischen Nachbarn. Christliche libanesische Staatsmänner weinten, weil sie zusehen mussten, wie ihr einziger Verbündeter im Nahen Osten unter dem Druck der Weltöffentlichkeit floh und den Libanon de facto iranischer Herrschaft überließ. Israels Flucht an seiner seit jeher sensiblen Nordfront lehrte die muslimische Welt zweierlei, wie mir ein Palästinenser in Bethlehem anvertraute: „Erstens, vertraue niemals einem Juden. Wenn es seinem Interesse dient, wird er dich allein lassen. Zweitens: Israel ist besiegt. Die Hisbollah hat die Juden in die Flucht geschlagen.“ Jahre später erklärte ein palästinensischer Raketenbeschütze in Gaza: „Wir werden die Zionisten schlagen, so, wie sie die Hisbollah aus dem Libanon gescheucht hat.“

Es scheint also, dass Israels Rück-

zug aus dem Südlibanon der eigentliche Auslöser für den zweiten Palästinenseraufstand war, der im Herbst desselben Jahres begann und heute als „Al-Aqsa-Intifada“ bekannt ist.

Dramatische Veränderungen

Trotz derartiger Rückschläge und einer Unzahl von verpassten Gelegenheiten sehen Israelis heute, dass sich ihre Beziehungen mit der arabischen Welt dramatisch verändert haben – und mit atemberaubender Geschwindigkeit verändern. Viele Schlüsselpersonen und Regierungen scheinen sich für einen Wandel entschieden zu haben. Sie wollen Israel eher als Partner sehen denn als die Wurzel alles Bösen. Seit Schimon Peres' Landung in Doha 1996 wurden in Katar und Oman de facto Botschaften Israels eröffnet, die freilich offiziell „wirtschaftliche Vertretungen“ genannt werden.

Jüngste Entwicklungen im Gefolge des „Arabischen Frühlings“ haben tiefgehende Auswirkungen darauf, wie Israelis und Araber einander sehen. Die Vereinigten Staaten von Amerika scheinen einen „Sieg“ verkünden zu wollen, um sich dann aus der Region zu verabschieden, beobachtet ein israelischer Militärexperte. Tatsächlich ist der Einfluss Washingtons in der Region in den vergangenen Jahren spürbar zurückgegangen. Europa wird von

Arabern und Israelis als naheliegende und ruhige Ferien- und Shopping-Oase geschätzt. Politisch aber ist es irrelevant, auch wenn es kaum Politiker gibt, die das öffentlich eingestehen wollen – aus offensichtlichen wirtschaftlichen Gründen.

Neben dem Iran ist es vor allem Russland, das sich als einer der großen Gewinner im Nahen Osten mausert, aller wirtschaftlichen Schwäche und politischen Isolation wegen der Ukraine zum Trotz. Putin hat es verstanden, sich nicht im syrischen „Morast“ festzufahren und gleichzeitig gute Beziehungen zu allen regionalen Akteuren aufrechtzuerhalten: zum Iran und zu Saudi-Arabien; zu Israel und zu den Palästinensern; zur Türkei und zu den Kurden; zu Ägypten und zu Katar. Im Blick auf Israel sollte nie übersehen werden, dass ungefähr ein Viertel der Bevölkerung Israels Wurzeln in Russland hat, russisches Essen liebt, russisch denkt, russisch spricht und sich auch in politischer Hinsicht eher im russischen Klima wohlfühlt, als in einer europäischen oder amerikanischen Kultur.

Präzedenzlose Zusammenarbeit

Vor diesem Hintergrund genießt Israel eine nie dagewesene Kooperation mit pragmatischen sunnitisch-arabischen Staaten in der Nachbarschaft. Gemeinsame Interessen und gemeinsame Bedrohungen, etwa durch den Iran oder der den radikalen Islam, verbinden. Die Zusammenarbeit mit Ägypten und Jordanien, aber auch mit Golfstaaten, mit denen Israel keine diplomatischen Beziehungen hat, ist intensiver geworden. Alle schätzen Israels nachrichtendienstliche, technische, wirtschaftliche und militärische Unterstützung. Diese neue Nähe ist mittlerweile für jedermann sichtbar.

Mitte März landete auf dem Ben-Gurion-Flughafen der erste Direktflug von Air India aus Neu-Delhi, nachdem er die viel kürzere Route durch den Luftraum Saudi-Arabiens und Omans genom-

men hatte. Der einzige Protest dagegen kam von El Al, die einen unfairen Wettbewerb fürchtet, wenn die Inder in fünf Stunden eine Distanz bewältigen können, für die El-Al-Flugzeuge acht Stunden brauchen. Zur gleichen Zeit flogen israelische F-16-Kampffjets in einem Manöver im griechischen Luftraum neben Mirage-2000-Flugzeugen der Vereinigten Arabischen Emirate. Und schließlich konnte man im März auch noch im Weißen Haus in Washington hohe saudische, katarische und omanische Vertreter mit Kollegen aus den Emiraten und Israel am selben Tisch sitzen sehen, wo sie sich über die humanitäre Lage im Gazastreifen unterhielten. Bemerkenswert war dabei die Abwesenheit von Vertretern der Palästinensischen Autonomiebehörde, die seit der Anerkennung Jerusalems als Israels Hauptstadt die Trump-Administration boykottiert – was aber die anderen Araber wenig zu kümmern scheint. Noch ein Jahr zuvor hatte man sich bei einem Treffen von Israels Generalstabschef Gadi Eisenkot mit seinem saudischen Amtskollegen Abdul Rachman Bin Saleh Al-Bunjan auf einer Konferenz in den USA um Geheimhaltung bemüht. Heute scheinen derlei Kontakte eher normal.

Zvi Masel hat praktisch sein gesamtes Berufsleben im Dienst des israelischen Außenministeriums verbracht. Von 1996 bis 2001 war er Israels Botschafter in Kairo. Masel erinnert daran, dass Israel nach dem Friedensvertrag mit Ägypten 1980 „große Anstrengungen zu einer Kooperation in allen Lebensbereichen unternommen hat“. „Die meisten dieser Bemühungen waren Fehlschläge.“ Inmitten aller Begeisterung über einen Neuen Nahen Osten gibt Masel zu bedenken: „Es gibt keine Normalisierung zwischen den beiden Ländern, die ein Friedensabkommen miteinander unterschrieben haben. Wir haben lediglich Regierungskontakte.“

Ähnlich gibt Moran Saga, politische Mitarbeiterin bei „Mitvim“, dem israeli-

schen Institut für regionale Außenpolitik und Dozentin an der Universität Haifa, zu: „Arabische Länder akzeptieren Israelis nur, wenn sie keine Wahl haben. Und auch dann wird israelischen Besuchern so wenig Aufmerksamkeit wie nur möglich gewidmet. Im geschäftlichen Bereich, in der Technologie und in Sicherheitsfragen sind die Araber zu einer Kooperation bereit. Kontakte auf hoher Ebene, zwischen Diplomaten, Politikern oder Sicherheitsfachleuten, sind möglich. Aber die Kooperation auf ziviler Ebene ist gleich null.“

Während auf Regierungsebene die israelisch-arabischen Beziehungen ein nie dagewesenes Hoch erleben, tun sich arabische Gesellschaften offensichtlich sehr schwer damit, die Legitimität eines jüdischen Staates im Nahen Osten anzuerkennen. Der fundamentalistische Islam und der arabische Nationalismus sind nach wie vor die bestimmenden Kräfte in diesen Ländern.

Zvi Masel erinnert daran, wie Präsident Sadat 1980 Ariel Scharon einlud und Israel um Hilfe bat, um eine Hungersnot zu verhindern. Israelische Experten bauten daraufhin neue Farmen in der Wüste an der Straße zwischen Kairo und Alexandrien. Innerhalb weniger Jahre gelang es Ägypten, im landwirtschaftlichen Sektor selbständig zu werden. Aber die muslimische und linke Opposition verbreitete über die Medien Gerüchte, die Juden würden den Boden der Ägypter vergiften. Daran scheiterte jede weitere Kooperation, ganz unabhängig davon, wie erfolgreich sie war. Masel ist im Blick auf die ägyptisch-israelischen Beziehungen pessimistisch: „Der kulturelle Graben zwischen uns und den Ägyptern kann in den nächsten hundert Jahren nicht überwunden werden.“ Der pensionierte Diplomat warnt vor jeder Euphorie im Kontext von Israels Stellung im Nahen Osten: „Die arabische Straße hat noch immer ein Problem, weil sie die Realität verleugnet.“

nu

Während auf Regierungsebene die israelisch-arabischen Beziehungen ein nie dagewesenes Hoch erleben, tun sich arabische Gesellschaften offensichtlich sehr schwer damit, die Legitimität eines jüdischen Staates im Nahen Osten anzuerkennen.

In Deine Stadt Jerusalem kehre zurück ... (Schmone Esre Gebet)

VON MARTIN ENGELBERG

Neulich fragte mich eine Journalistin um meine Meinung zur Verlegung der US-Botschaft nach Jerusalem. Ich antwortete spontan, dass ich nicht glauben könne, dass sich – zumindest in ihrem Innersten – nicht alle jüdische Menschen darüber freuten. Bei aller trockenen Rationalität und politischen Skepsis: Über Jahrtausende sind Generation um Generation mit dem Wunsch nach der Rückkehr nach Jerusalem aufgewachsen. In unseren Zeiten wurde sie Wirklichkeit.

Zuerst mit der Gründung des Staates Israel, dessen 70. Geburtstag wir dieses Jahr feiern. Israel war der Stolz unserer Eltern und Großeltern. Nach Jahrhunderten der Demütigungen, Verfolgungen und Vertreibungen, die ihren schrecklichen Höhepunkt in der Schoa fanden, gab der junge Staat zwei Versprechen ab: Nie wieder würde man untätig zusehen, wie Juden verfolgt würden, und für immer würden Juden einen Platz haben, wohin sie im Falle von Verfolgung fliehen könnten.

Aber nicht nur das: Israel wurde zum Inbegriff von Pioniergeist, Aufopferung für das Land und eines neuen Gesellschaftsmodells. Uns erfüllt die Romantik der Kibbuzim, in denen es nur Gemeinschaftsbesitz gab und wo alle die gleichen Rechte und Pflichten hatten. Aber auch in den Städten verschlossen die meisten Menschen nicht ihre Wohnungstür. In die Wohnung meiner Tante in Tel Aviv ging man einfach hinein.

Als ich mit zwölf zum ersten Mal in Israel war, kamen wir zufällig auch an einem für mich merkwürdig aussehenden Gebäude vorbei, das mit einem hohen Zaun umgeben war. Ich fragte,

was das sei und war fassungslos, dass es in Israel tatsächlich ein Gefängnis gab. Mit einem so idealisierten Bild von Israel wuchsen wir auf.

Dann kam im Jahr 1967 die Eroberung der Altstadt von Jerusalem. Nach zwei Jahrtausenden des drei Mal täglichen Gebetes war die Klagemauer, der letzte Rest des Salomonischen Tempels, wieder in unseren Händen. Nach Jahrzehnten, in denen Juden der Zutritt zu ihrer heiligsten Stätte überhaupt verboten gewesen war. Der aus Österreich stammende Fotograf David Rubinger schoss jenes weltberühmte Foto, welches die jüdischen Menschen in aller Welt, egal ob alt oder jung, zutiefst bewegte: Drei israelische Fallschirmjäger stehen vor der soeben eroberten Klagemauer und blicken voll Ehrfurcht und Ernsthaftigkeit zu ihr auf. Der zweitausendjährige Traum hatte sich in diesem einen Bild erfüllt.

Viel ist seither geschehen. Viel zu viele Kriege, Terroranschläge, Gewalt. Israel hat sich zur größten Militärmacht des Nahen Osten entwickelt. Die unmittelbaren arabischen Nachbarstaaten sind keine Bedrohung mehr für das Land. Der Konflikt mit den Palästinensern ist vor allem ein ständiger Angriff auf die Ethik und Rechtsstaatlichkeit des Staates. Inzwischen hat sich das Schlachtfeld vielmehr in die internationale Politik und die Medien verlagert. Israel wird oft dämonisiert, mit zweierlei Maß gemessen und delegitimiert. Dort ist der große Feind heute die BDS-Bewegung („BDS“ steht für: Boycott, Divestment, Sanctions), die eine moderne „Kauft nicht bei Juden!“-Strategie verfolgt.

Die europäische Politik gegenüber Israel hat die Rückwärtsgewandtheit der Palästinenser übernommen. Man verkennt die Realitäten vor Ort und hält am Konzept der Zweistaatenlösung fest, als ob nicht schon mehrfache diesbezügliche Versuche kläglich gescheitert wären. Die Palästinenser verharren in ihrer höchst tragischen Haltung, jede sich bietende gute Gelegenheit für einen Friedensschluss zu verpassen. Israel dagegen befindet sich seit vielen Jahren in einer gigantischen positiven wirtschaftlichen und militärischen Entwicklung und ist ein integraler Bestandteil der westlichen Welt geworden.

Die USA tragen dem zunehmend Rechnung. In letzter Zeit gibt es jedoch auch einige europäische Staaten, die erste Anzeichen einer Änderung ihrer Politik gegenüber Israel erkennen lassen. Derzeit sind es vor allem mittel- und osteuropäische Staaten aus dem Kreis der ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten. Aber auch Österreich könnte in naher Zukunft beginnen, seine – in der Tradition Kreiskys – traditionell israelkritische Haltung abzugeben und damit eine Vorreiter-Rolle in der Europäischen Union einzunehmen.

70 Jahre Israel sind eine Erfolgsgeschichte, wie sie ihresgleichen in der Geschichte sucht. Noch öfter als das Gebet für Jerusalem wird in der jüdischen Liturgie jenes für den Frieden gesprochen. Vielleicht braucht es eine fast göttliche Eingebung, wie man diesem wunderbaren Land Israel und dieser wunderbaren Stadt Jerusalem endlich Frieden bringen kann. Möge es bald gelingen.

nu

Israel: bald nicht mehr „das Land, wo Milch und Honig fließen“?

Der Veganismus in Israel als Spiegelbild der Gesellschaft.

VON JÉRÔME SEGAL (TEXT UND FOTOS)

Auf dem Carmel Markt von Tel Aviv begegnet man ständig Verkäufern, die Avocados, Erdbeeren oder Mangos günstig verkaufen, sowie Arabern, die mit ihrem feinen Gebäck Juden wie Araber gleichermaßen anlocken. In einer Querstraße befindet sich seit kurzem auch ein „Vegan Design Studio“. Dort werden Taschen aller Art angeboten, garantiert nur aus synthetischen Materialien und ohne Leder hergestellt, da Veganer bekanntlich auf alles verzichten, dessen Produktion Tierleid bedingt. Sowohl im Stadtzentrum als auch in den peripheren Bezirken auf der anderen Seite des Ayalons haben fast alle Restaurants und Imbisse auf ihren Speisekarten vegetarische und vegane Gerichte. Wenn man in einem Kaffeehaus einen Cappuccino ohne Kuhmilch bestellt, wird

man gleich gefragt: „Haselnuss-, Mandel-, Soja- oder Hafermilch?“. Selbst vor vielen Geschäften, die gar keine Lebensmittel verkaufen, verkündet ein großes rotes Herz „Veganfriendly“.

Welthauptstadt des Veganismus

Mit einer halben Million Einwohner profiliert sich Tel Aviv als die Welthauptstadt des Veganismus. Der Anteil von vegan lebenden Menschen in Israel insgesamt wird auf drei bis fünf Prozent geschätzt. Abseits des Veganismus, der eher einer Lebensart entspricht, gibt es viele engagierte Israelis, die sich als „Antispeziesisten“ bezeichnen: Wenn Rassisten behaupten, es gäbe eine Rasse, die der anderen übergeordnet sei, meinen Speziesisten, dass eine Spezies (in dem Fall der Homo sapiens) alle Rechte über die anderen Spezies hätte, eben weil sie übergeordnet sei. Antispeziesisten wehren sich dagegen, und dies geschieht in Israel häufiger als in anderen Ländern.

Es scheint, als habe es etwas mit dem Judentum zu tun, dass besonders viele Juden ein Herz für Tiere haben – wobei Judentum nicht unbedingt religiös gemeint sein muss. Wie sich in Gesprächen mit Israelis, ob vegan oder nicht, Aktivisten oder nicht, abzeichnet, hat es auch mit dem Palästinenser-Konflikt zu tun.

Yehu, Mitte 30, erfolgreicher Biologe, der ein Labor an der Hebrew University in Jerusalem leitet, beobachtet beispielsweise, dass viele seiner Freunde aus der Friedensbewegung sich nun im Tierschutz engagieren: „Nach Jahrzehnten des Engagements haben sie in der Friedensbewegung nichts außer



Enttäuschungen erlebt. Es ist nicht so einfach, feststellen zu müssen, dass man trotz großen Einsatzes nichts erreicht. Manche haben dann entschieden, woanders aktiv zu werden, zum Beispiel im Tierschutz.“

Yehu lebt selbst nicht vegan, hat aber seinen Fleischkonsum drastisch reduziert, seit er mit seiner Freundin Taliya zusammenlebt, einer Veganerin und – aus Opposition zur aktuellen israelischen Regierungspolitik – Wehrdienstverweigerin. Sie bestätigt Yehus Worte und fügt hinzu: „Als Veganerin bin ich sofort erfolgreich, sehe jeden Tag die Wirkung meiner Entscheidung, auf Tierprodukte zu verzichten. Mit jeder veganen Mahlzeit rette ich Tierleben.“

Diese Art von Pragmatismus wird auch von Liza geteilt, einer 40-jährigen französisch-israelischen Frau, die in einer streng orthodoxen Familie aufwuchs und mittlerweile in einem „Vegetarierdorf“ in Galiläa lebt. Bereits mit elf Jahren wurde sie Vegetarierin und engagierte sich im Tierschutzbereich, vor sieben Jahren entschied sie, Veganerin zu werden und sich noch radikaler als Antispeziesistin einzubringen. „Die Menschen können sich selber helfen, die Tiere nicht. Sie sind die Verzweifelten, die keine Stimme haben. Wenn Juden heute einen Auftrag auf dieser Erde haben, ist es genau das: der Kampf für die Befreiung der nicht-menschlichen Geschöpfe!“ Liza glaubt, dass dieses Engagement für den Tierschutz dem Image Israels zuträglich wäre: „Israel als erstes Land, das Nutztieren Rechte verleiht: Das würde den Ruf des Landes verbessern.“

„Anonymous for animal rights“

Aber geht es nur um ein Art „Veganwashing“? Gideon Levy, Journalist und einer der Herausgeber der liberalen israelischen Tageszeitung *Haaretz*, nennt als Grund für den wachsenden Veganismus ebenfalls die komplette Niederlage der Friedensbewegung. Seine These: Damit solle die Besatzungspolitik im Westjordanland ver-

schleiert werden. Schon hat die israelische Armee nämlich angekündigt, dass vegane Männer oder Frauen, die zwei oder drei Jahre beim Militär dienen, mit einer komplett veganen, also lederfreien Ausrüstung und mit veganer Kost versorgt werden.

Immer öfter passiert es, dass junge Israelis für den Verein „Anonymous for animal rights“, der übrigens sogar einen kleinen Zuschuss vom Umweltministerium bekommt, buchstäblich auf die Straße gehen. So versucht der 23-jährige Adi vor dem Meir Park in Tel Aviv mit Passanten ins Gespräch zu kommen. Wie man es auch von Tier-

schutzaktivisten aus Wien kennt, hält er einen Ordner bereit, in dem Massentierhaltung dokumentiert wird und bittet um eine Spende. Oder er schlägt die „Challenge 22“ vor: Vegane Ernährung für 22 Tage, begleitet von einem Internet-Coach.

Aber in erster Linie ist Veganismus auch in Israel ein kulinarischer Trend. Gäste der besten veganen Restaurants (wie Meshek Barzilay im Stadtteil Neve Tzedek) unterstützen wohl eher nicht radikale Tierschutzorganisationen und -aktionen. Und Israel wird vorläufig wohl „das Land, wo Milch und Honig fließen“ bleiben. *nu*



*Animals are friends,
not food*

Mit einer halben Million Einwohner profiliert sich Tel Aviv als die Welthauptstadt des Veganismus. Der Anteil von vegan lebenden Menschen in Israel insgesamt wird auf drei bis fünf Prozent geschätzt.



Strandbild von Jesolo

Jüdische Sommerfrische

VON ERIC FREY

So weit ich mich zurück erinnern kann, fuhren meine Eltern mit uns im Sommer auf Urlaub nach Jesolo – zuerst auf der 17er-Bundesstraße über den Semmering, später über die Südautobahn Richtung Italien. In unserem Hotel am Lido und rundherum gab es zahlreiche gleichaltrige Freunde aus Wien; sie in Jesolo wiederzusehen, war ganz normal.

Nie kam mir damals in den Sinn, dass die Wahl des Urlaubsortes auch etwas mit kultureller oder religiöser Identität zu tun haben kann. Das geschah erst viel später, als ich meine heutige Frau traf, die in einem anderen Umfeld aufgewachsen war. „Jesolo? Wer fährt schon nach Jesolo?“, rief sie aus, als ich ihr von meinen Kindheits-erinnerungen erzählte. Ihre Sommerferien hatte sie mit Segeln in Kroatien, in der französischen Provence und an vielen anderen Orten verbracht, aber sicher nicht in Jesolo.

So kam ich drauf, dass das angebliche Hausmeisterdomizil bei Venedig auch ein typischer Sommerfrischeort für Wiener Juden ist – das, was die Catskills einst für New Yorker waren. Meine Frau trat zwar zum Judentum

über, aber Jesolo lehnte sie weiter ab. Das änderte sich erst mit der Geburt unserer Tochter. Sie wurde von meinen Eltern zuerst auf ein verlängertes Jesolo-Wochenende mitgenommen, das nächste Mal waren auch die Eltern meiner Frau dabei.

Und über kurz oder lang wurde die Fahrt nach Jesolo schließlich auch zu unserem Sommerritual. Das hing auch damit zusammen, dass wir Jesolo zum regelmäßigen Treffpunkt mit meinem Bruder und meiner Schwägerin aus New York machten. Zu zwölft fiel die Familie mit drei Generationen Jahr für Jahr im Hotel in Jesolo ein, besetzte eine halbe Etage und den größten Tisch im Speisesaal.

Dort, wo es schön ist

Meine Frau war stets dabei, aber unter leisem Protest. Nicht, dass sie etwa die Sonne nicht genoss, das gute Essen oder die intime Familienatmosphäre. Aber nach Jesolo fährt man einfach nicht. Ihre Eltern verbringen ihre Sommer in einem Ferienhaus in Alt-Aussee. Es ist ein Ort, den ich vom ersten Moment an geliebt habe und noch heute liebe.

Allerdings: Aus jüdischer Sicht ist es ein zwiespältiger Platz. Hier

waren einst Sigmund Freud und andere jüdische Dichter und Denker auf Sommerfrische, aber hier wurden auch zahlreiche NS-Kriegsverbrecher nach 1945 versteckt. Bei jeder Ausseer Prachtvilla fragt man sich: Wem hat die einmal gehört, und wer hat sie sich dann unter dem Nagel gerissen? Und die Tracht- und Dirndlkultur der Einheimischen und Wiener Zweithausbesitzer ist von einem jüdischen Lebensgefühl sehr, sehr weit entfernt.

Wir verbringen jedes Jahr Zeit in Alt-Aussee, inzwischen reisen auch unsere erwachsenen Kinder mit ihren Freunden an. Aber da wir alle Tracht verweigern, kommen wir dort nie ganz an. Auch das ist ein leiser Protest.

In diesem Sommer fährt die Großfamilie – ohne unseren verstorbenen Vater sind wir nur noch zu elft – nicht nach Jesolo, sondern an den Wörthersee. Dort ist, so hoffen wir, etwas mehr zu tun als nur am Strand oder am Pool zu sitzen.

Aber Moment: Was machen Juden im Reich von Jörg Haider und Uwe Scheuch? Gute Frage. Doch Kärnten ist heute auch das Land von Peter Kaiser und Maja Haderlap. Und dürfen nicht Juden einfach dort Urlaub machen, wo es schön ist?

nu

KRITISCHE ANALYSEN

ABWECHSLUNGSREICHE ESSAYS.



Erhard Stackl (Hg.)

Wohin unsere Welt treibt

Das Jüdische Echo 2017/18

Das neue Heft des Jüdischen Echo geht der Frage nach, ob der liberale Rechtsstaat noch zu retten ist.

152 Seiten, € 14,50

W: faltershop.at

T: 01/536 60-928

E: service@falter.at

L: in Ihrer Buchhandlung



FALTER VERLAG

Familienurlaub in der City

Aktion Summer-Outdoor Familie

nur € **179,-** / Saison

Gültig für zwei Erwachsene und zwei Kinder bis zum vollendeten 15. Lebensjahr, von Mai bis September während der gesamten Outdoor-Öffnungszeiten, für die Bereiche Outdoor und Garderobe. Eintritt für Kinder nur in Begleitung eines Erwachsenen.



S.C.HAKOAH - Sport & Freizeitzentrum

1020 Wien, Wehlistraße 326 | Tel: 01/7264698/0 | office@hakoah.at
www.hakoah.at

Bildernachweis:123rf.com



„Sommerfrische“ in Israel

Als aus Wien die Anfrage kam, etwas über „Sommerfrische in Israel“ zu schreiben, war meine spontane Antwort: „Na klar!“ „Frische“ ist das, was wir hier in Israel immer brauchen. „Sommer“ ist gut.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Als Schwarzwälder bin ich auch nach einem Vierteljahrhundert noch nicht lange genug im Heiligen Land ansässig. Und bei der Kombination von „Sommer“ und „Frische“ spürt man „förmlich den Wind über die Haut fahren, den Duft und die Wärme, die er mitbringt, die Luft, die man einatmet,

voll von Gerüchen, die den Sommer ausmachen“ – wie die Neuntklässlerin Larissa Völler in einer (online nachzulesenden) Analyse über Gedichte von Nikolaus Lenau schreibt. Das öffentliche Eingeständnis, dass das Wort „Sommerfrische“ bis jetzt nicht wirklich zu meinem Wortschatz gehört hat, war an dieser Stelle eigentlich nicht vorgesehen.

Die Überschrift „Wenn Sie diese Wörter kennen, sind Sie alt“ in einer deutschen Zeitung hat mich dann aber doch dazu befreit, hier schriftlich zu Protokoll zu geben, dass mir das Wort „Sommerfrische“ bislang nicht wirklich gewärtig war. Zwischen „Schnurre“ (seltsame, oft unglauwbwürdige Geschichte) und „Maulaffen feilhalten“ (untätig herumstehen. Entstanden aus niederdeutsch: mit „apen“ [„offenem“] Mund dastehen) wird „Sommerfrische“ definiert als „Ritual der besseren Stände,

die im Sommer der Hitze und dem Gestank in der Stadt entflohen, indem sie Zeit auf dem Lande oder an der See verbrachten.“ Die Brüder Grimm haben es in ihrem Wörterbuch kürzer auf den Punkt gebracht: „erholungsaufenthalt der städter auf dem lande zur sommerzeit“ oder „eine wohnung auf dem lande, die man im sommer bezieht“. Übrigens schrieb auch Larissa Völler ihren poetischen Satz zur Sommerfrische im Rahmen einer Überlegung zu „wunderschönen Worten“, „die im heutigen Sprachgebrauch leider nicht mehr verwendet werden“ unter der Überschrift „Das vergessene Wort“.

Ein Wortgebrauch und Verstehens-Horizont hat aber nicht nur mit dem Alter zu tun. In den vierzehn Literaturangaben des Wikipedia-Eintrags zu „Sommerfrische“ sind je einmal Berlin, Köln, Weimar, Darmstadt und die Schweiz als Ursprungsorte der Quellen

angegeben, aber dreimal Salzburg und achtmal Wien, sowie eine alleinstehende österreichische Radiosendung zum Thema. In den Erklärungen zum Gebrauch und Ursprung des Wortes liegt bei Wikipedia der Schwerpunkt im Venetianischen und im Bozener Raum, bevor dann erklärt wird, dass Ludwig Steub, der „Entdecker“ Tirols, das Wort im deutschen Raum popularisiert habe. Ein eigener Abschnitt über „Sommerfrischen in Österreich“ beschließt den Eintrag des Internetlexikons. Die Brüder Grimm bestätigen die lokale Verankerung des Begriffs „Sommerfrische“ in den Ostalpen. Es gibt also auch im modernen Europa des 21. Jahrhunderts noch Begriffe, die auf einen überschaubaren geografischen Bereich beschränkt sind, die von der Mentalität einer bestimmten Bevölkerung und einzigartigen klimatischen Verhältnissen geprägt sind.

Das alles mag vielleicht wie eine Binsenweisheit klingen, die es kaum wert ist aufgeschrieben, geschweige denn veröffentlicht zu werden. Schade nur, dass sich Politiker und Journalisten, die weit über die Vielfalt Europas hinaus tätig sind und durch ihre Vorstellungen und Worte unsere Welt prägen, darüber nicht im Klaren zu sein scheinen. Der Begriff „Arabischer Frühling“ ist ein Paradebeispiel dafür. Orientalen oder Afrikaner hätten die Ereignisse des zurückliegenden Jahrzehnts niemals als „Frühling“ bezeichnet. Es waren Europäer, die sich infolge des Polit-Tsunamis, der die gesamte arabische Welt im Nahen Osten und in Nordafrika überrannt und unwiederbringlich verändert hat, einen frischen Sommer erhofft haben.

Hoffungsbringer

Der „Arabische Frühling“, den führende Europäer als Hoffungsbringer bejubelt haben, hat sich mittlerweile als eine der blutigsten Epochen erwiesen, die der Nahe Osten jemals erlebt hat. Vielleicht werden wir in nicht allzu

ferner Zukunft den „Arabischen Frühling“ als „Dritten Weltkrieg“ bezeichnen. Wären sich Europäer über die lokale Verankerung und Einzigartigkeit gewisser Begriffe im Klaren gewesen, sie hätten sich niemals als „Fans des Arabischen Frühlings“ bezeichnen können. Um eine zu Relation geben: Allein im „Arabischen Frühling“ Syriens wurden in den zurückliegenden sieben Jahren pro Jahr mehr Menschen getötet, als im sogenannten Nahostkonflikt zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn in 70 Jahren, alle Kriege, Palästinenseraufstände, Terroranschläge und Vergeltungsmaßnahmen eingerechnet.

Wir haben hier im Orient eigentlich nur zwei Jahreszeiten: Den Sommer und die Regenzeit. Dabei verbindet sich mit der Regenzeit das Gefühl, dass alles zu neuem Leben erwacht. Mit dem Ende des Sommers bringt der Regen die Frische, erweckt das Land zu neuem Leben und lässt es grün werden. Der Sommer dagegen ist die Zeit, in der alles Leben in der Natur von Hitze und Trockenheit erstickt wird. Im Sommer ruhen die Pflanzen. Für den Sommer muss man sich hier als Mensch und Tier Vorräte anschaffen, um überleben zu können. Vor diesem Hintergrund wird eine Äußerung verständlich, mit der Ismail Haniye, ehemaliger Premierminister der Hamas im Gazastreifen, seine Erleichterung ausdrückte: „Auf den arabischen Frühling ist zum Glück kein Sommer gefolgt, sondern ein islamischer Winter.“ Ob Haniye mit diesem Satz, der europäische Demokraten eher erschauern lässt, Recht behalten wird, soll die Zukunft entscheiden. Festzuhalten bleibt zunächst: Derlei lokal verankerte, gefühlsbeladene Begriffe lassen sich nur schwer übersetzen – und noch schwerer von einer Region in die andere übertragen. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, warum der Rest des deutschsprachigen Europas so wenig mit dem Begriff „Sommerfrische“ anzufangen weiß – und damit wieder zurück vom „Arabischen Frühling“ zur

„ostalpinen Sommerfrische“.

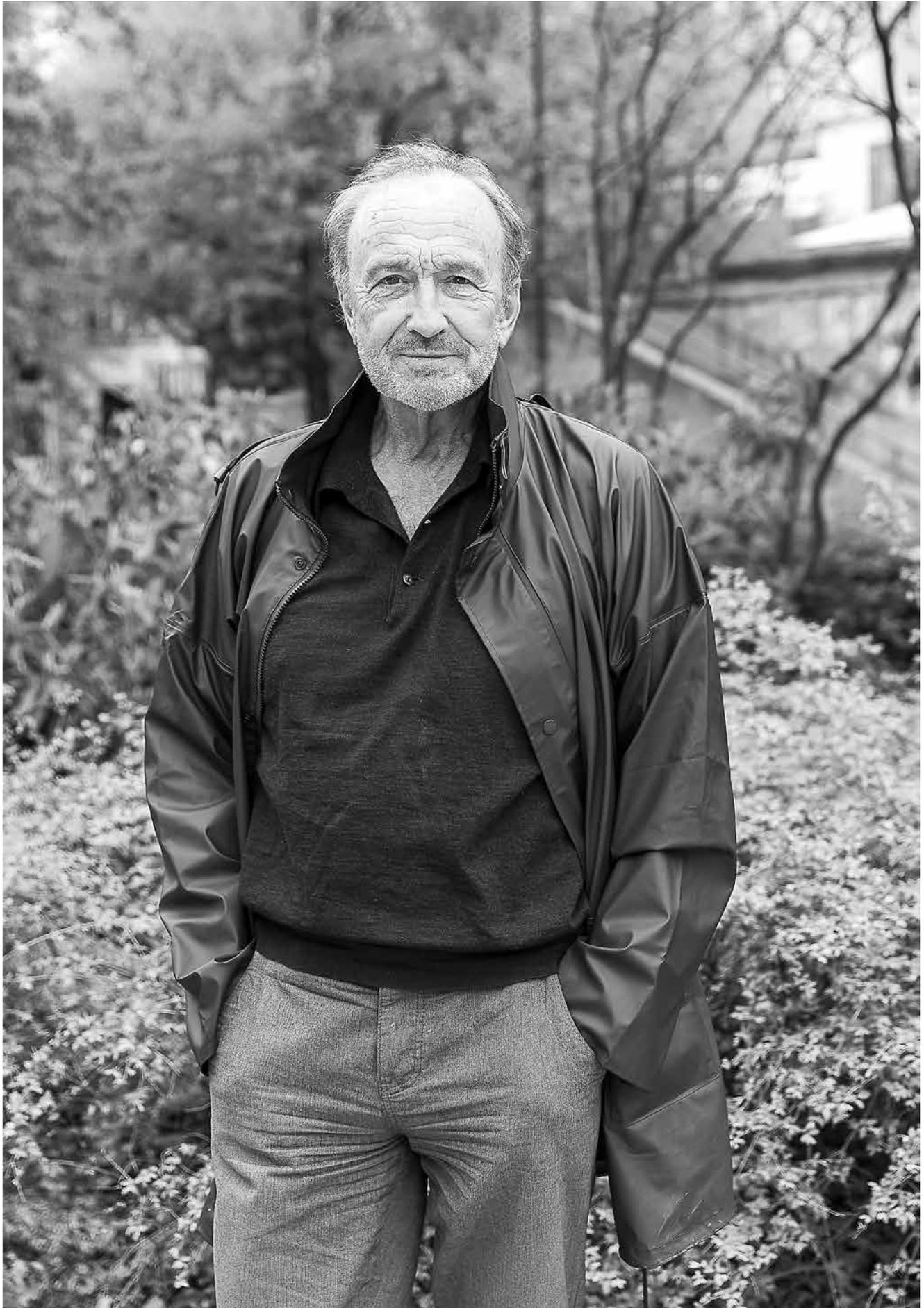
Ein Blick in Langenscheidts *Deutsch-Hebräisches Handwörterbuch* gibt „Sommerfrische“ mit - [makom kait – Sommerort] oder - [neve-kaiz – Sommeraue] wieder, beides Worte, die mir im täglichen Sprachgebrauch in Israel eigentlich noch nie begegnet sind. Auch ein israelischer Abiturient konnte mit beiden Begriffen nichts anfangen. Aber dann steht im Langenscheidt für „Sommerfrische“ auch noch das Wörtchen [kaitana], ein Wort, das in der israelischen Öffentlichkeit zu Beginn der Sommerferien allgegenwärtig ist. Frei übersetzt sind damit Jugendfreizeitzentren gemeint, in denen die Eltern, die trotz der zwei Monate Ferien im Sommer arbeiten müssen, ihre hyperaktiven Sprösslinge abladen. Eine wichtige und Anfang Juli in Israel viel diskutierte Angelegenheit.

„Winterfrische“

Traditionell gibt es im Nahen Osten aber tatsächlich so etwas wie eine „Sommerfrische“, die sogar ähnlich motiviert war wie die ausgedehnten Sommeraufenthalte des europäischen Adels in seinen Sommerresidenzen. Nur sollte man sie vielleicht besser „Winterfrische“ nennen. So zog sich schon der berühmt-berüchtigte König Herodes vor zwei Jahrtausenden im Winter vor den herben Unwettern im jüdischen Bergland ins milde Jericho zurück. Beeindruckende Ausgrabungen von pompösen Palastanlagen im Jordantal bezeugen das. Das Wetter und die Notwendigkeit, sich aus der Landwirtschaft zu ernähren, zwingen Beduinen bis heute, ihre Herden im Sommer aus dem erdrückend heißen Jordantal hinauf in die Berge zu treiben. Und europäisch akklimatisierte Menschen freuen sich neuerdings über Billigflüge von Tel Aviv nach Baden-Baden, sodass in letzter Zeit immer mehr Israelis dem heißen Sommer ihres Heimatlandes in die „Sommerfrische“ des Schwarzwaldes entfliehen.

nu

Traditionell gibt es im Nahen Osten tatsächlich so etwas wie eine „Sommerfrische“, die sogar ähnlich motiviert war wie die ausgedehnten Sommeraufenthalte des europäischen Adels in seinen Sommerresidenzen. Nur sollte man sie vielleicht besser „Winterfrische“ nennen.



Unterwegs in der Sommerfrische

Miguel Herz-Kestranek ist zweifach beheimatet: in der Josefstadt und in St. Gilgen am Wolfgangsee, wo er seit der Kindheit nicht nur seine Sommerfrische verbringt.

VON IDA SALAMON (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Lange bevor Miguel Herz-Kestranek den See und sein Haus sehen kann, schon in der Gegend von Linz, beginnt er Geborgenheit zu fühlen. Etwa 120 Kilometer trennen ihn noch von seinem Zuhause im Salzkammergut. Malerische Berglandschaften, dann öffnet sich der Blick auf den Mondsee. Gleich danach taucht der Wolfgangsee auf, und er habe Herz klopfen, sagt Herz-Kestranek, als ob er eine Geliebte zum ersten Mal sähe. Am meisten beeindruckt ihn der Blick von seinem Haus, vom klaren Wolfgangsee hinauf auf die Berge, mit ihren oft noch im späten Frühjahr weißen Spitzen. In siebzig Jahren habe er diesen Anblick „geschätzte 35.000 Male“ erlebt, und immer wieder sei er anders, neu und überraschend. Es gibt hunderttausende Licht- und Wetterstimmungen, hunderttausende Luftspiegelungen. Und manchmal färbt ein Regenbogen den Himmel bunt.

„Ich bin ein Sommerfrische-Fan und fahre sonst fast nirgendwo hin. Reisen habe ich nur beim Arbeiten gemacht, es ging um die halbe Welt. Mir ist aber die Sommerfrische mit dem Leben, das diese bedeutet, eines der wichtigsten Dinge meines Daseins“, sagt der Schauspieler und Autor. Wir

treffen einander in seinem Interview-Stammlokal „Maria Treu“ im Schatten der barocken Piaristenkirche und in allernächster Nähe zum Theater in der Josefstadt. Mit leiser, gleichwohl markanter Stimme spricht er über seine Kindheit, den Familiensitz am Wolfgangsee und unterstreicht mit bedachten Bewegungen seine Erzählungen.

Seine Heimat

Miguels Großonkel, der Großindustrielle Wilhelm Kestranek, ließ im Jahr 1906 eine Villa mit eigener Eisenbahnhaltestelle, mit Tennisplatz und Theater errichten. Viele aus der großen Familie, wie auch sein Großvater Eugen Herz, bauten später weitere Villen. Hier wuchs Miguel auf, die Häuser stehen heute noch. Allerdings wurden sie von den Nazis enteignet, die Na-

tionalsozialistische Volkswohlfahrt richtete ein Müttererholungsheim ein. „Die Mütter, die dem Führer genügend Söhne geboren haben, durften dort Urlaub machen“, sagt Herz-Kestranek mit resignierend-ironischem Unterton. Zwar wurde der Besitz an die Familie zurückgegeben, doch die Angst – „eine atavistische Angst!“ – vor dem Verlust sei noch immer da.

Jugenderinnerungen an etliche in dieser Bucht am See gelegenen Villen mit den großen Gärten tauchen auf. Der kleine Miguel war das jüngste von vielen Kinder in der Nachbarschaft, gemeinsam bildeten sie eine Bande nach dem Vorbild von Huckleberry Finn. In den langen Sommern spielten sie bei jedem Wetter und ohne viel „richtiges“ Spielzeug am und im Wasser, in den Bootshütten, auf den Dachböden, in den Ruderbooten. Sie

„Diese Reihe von Sesseln hier, das ist wie in Bad Ischl.“



„Man sucht freiwillig Einsamkeit und die damit verbundene Erholung und Wiederbesinnung. Ich versuche, mein Leben mindestens zwischen Anfang Mai und Ende Oktober in diese Richtung zu fokussieren. Aber es gelingt leider nie ohne Arbeit.“

spielten Räuber und Gendarm „in einer gefühlt unendlichen Zeit, die als Ganzes einfach da war. Das alles hat mich sehr geprägt, und dieser Platz ist meine Heimat.“

Seit mehr als hundert Jahren verbringen Generationen der eigenen

und befreundeten Familien ihre Ferien in St. Gilgen. Man geht gemeinsam wandern und segeln, besucht einander zur Jause oder zum Tee. „Man sucht freiwillig Einsamkeit und die damit verbundene Erholung und Wiederbesinnung. Ich versuche, mein

Leben mindestens zwischen Anfang Mai und Ende Oktober in diese Richtung zu fokussieren. Aber es gelingt leider nie ohne Arbeit.“

Apropos Arbeit: Im Sommer macht er Sommerfrische der besonderen Art an der Rax: Bei den Festspielen Reichenau tritt er – gemeinsam mit Peter Matic, Nicolaus Hagg, Boris Eder, Chris Pichler und Maria Schuchter – in der kabarettistischen Revue *Schau'n Sie sich das an!* mit Sketches, Texten und Couplets von Karl Farkas, Hugo Wiener und Fritz Grünbaum auf.

Wahrheiten über Familie und Beruf

Der Nachfahre aus katholisch-jüdischem Industrieadel ist Kabarettist und Conférencier, er spielt Theater, hält Vorträge, ist politisch engagiert, er forscht, musiziert und schreibt. Auch in St. Gilgen schreibt er viel, doch das geistige Zentrum seines Daseins ist sein Schreibtisch in Wien. Hier in der Josefstadt, von einer riesigen Bibliothek umgeben, findet man alles, was er bisher verfasst hat – Zeitgeschichtliches, Biografisches, Sachliches, Humorvolles, außerdem unzählige Bilder, Fotos und Erinnerungen.

Seine nächsten Projekte sind zwei Bücher, die „eigentlich nicht geschrieben werden können“. Eines davon handelt von seinem Leben, wie es wirklich gewesen ist. „Es leben noch zu viele der zusammengewürfelten Familie, Patchwork nennt man das heute fesch, von denen ich psychisch wie körperlich gequält wurde und die ich netterweise schonen will.“ Dieses plötzliche Geständnis lässt eine tiefe Traurigkeit ahnen, die ihn sein ganzes Leben begleitet und sich auch in seinem Blick widerspiegelt. „Es gibt sicher Millionen Menschen mit einem ähnlichen Schicksal. Es ist halt mühsam, es im Laufe der Zeit überwinden zu lernen, durch Therapien, durch Leiden und eben durch Leben.“

Das zweite Buch soll „meine Wahrheit über diese oft so schreckliche



Wir schlendern über den florentinisch anmutenden Platz gegenüber und weiter zum Schönborn-Park.

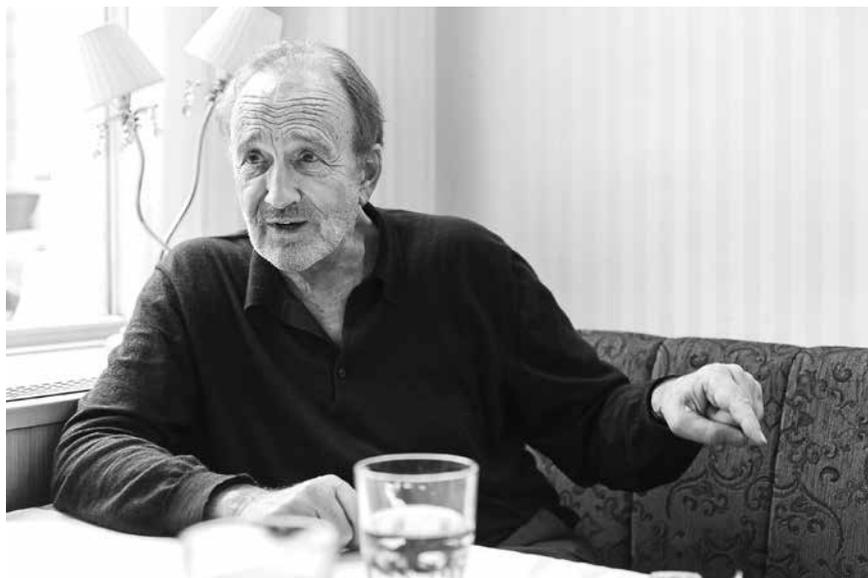
Branche“, über Schauspieler, Theater und Film erzählen. Zu vermuten ist, dass hier auch einige nicht so nette Dinge vorkommen werden.

Immer dem Kaiser nah

Wir verlassen das Wiener Traditionslokal, schlendern über den florentinisch anmutenden Platz gegenüber und weiter zum Schönborn-Park. Vor der Büste des Komponisten Edmund Eysler bleiben wir stehen. Eysler erlebte mit seinen Operetten große Erfolge am Wiener Bürgertheater, bis die Nationalsozialisten wegen seiner jüdischen Abstammung die Aufführung seiner Werke verboten. Hier nimmt Herz-Kestranek ein neues Thema auf: „Wissen Sie, den Sommerfrische-Antisemitismus gab es schon lange vor Hitler. Bereits im Jahr 1922 haben einige Orte um Salzburg gemeldet: ‚Wir sind judenfrei, zu uns kann man kommen.‘“

Der sensible Bühnen- und Leinwandstar ist mit der Geschichte der Sommerfrische in vielen Aspekten vertraut und weiß zu erzählen: „Schon die Eltern von Kaiser Franz Josef fuhrten wegen ihrer Kinderlosigkeit nach Ischl und haben dann durch die Bäderkur Kinder bekommen. So wurde Bad Ischl für 83 Jahre der Urlaubsort des Kaisers und dadurch sozusagen zum gelobten Sommerfrische-Land: immer dem Kaiser nah.“

Damals witzelte man in den Sommermonaten: „Es gibt keine Juden mehr in Wien.“ – „Wieso?“ – „Weil alle in Bad Ischl sind!“ Wohlhabende Wiener Familien, jüdische Großbürger, vor allem ihre Ehefrauen und Kinder, brachen oft schon im Juni „mit Sack und Pack“ in die Sommerfrische auf. Die Möbel in den geräumigen Gründerzeit-Wohnungen wurden mit weißen Tüchern zugedeckt, die Rollos heruntergelassen, obwohl die Ehemänner der Arbeit wegen in der Stadt blieben. Doch ein Mann allein „braucht nicht die ganze Wohnung, auch kein



Der sensible Künstler erzählt gerne die Geschichte der Sommerfrische.

Stubenmädels oder eine Köchin, weil er im Gasthaus isst. Er fährt nur am Wochenende zur Familie – und dann kommen alle, die sich aus Wien kennen, wieder zusammen.“

Wir setzen uns im Park auf eine weiße Bank: „Diese Reihe von Sesseln hier, das ist wie in Bad Ischl“, sagt Herz-Kestranek. Es fehlt uns nur die Wärme eines Sommertags.

Kritzendorfer Sommerfrische

Miguel Herz-Kestranek kennt nicht nur die mondäne Sommerfrische St. Gilgen. Großvater Eugen Herz ließ in den zwanziger Jahren ein Haus in Kritzendorf bauen, wo die Familie im Frühjahr und Herbst die Wochenenden verbrachte: „Ab Mai“, erinnert sich Herz-Kestranek, „ist man dort am Wochenende gewesen, um mit Freunden und Verwandten, die dort auch Häuser hatten, den Donaustrand zu genießen. Auch darüber schreibt mein Vater in seinen Heimweh-Briefen aus dem Exil.“

In Kritzendorf war alles einfach und klein, nicht so großzügig wie in St. Gilgen: „Es war aber auch ein Nest für verschwiegene Fremdgehen, das mein Vater auch mit meinem Großva-

ter geteilt hat. Die damals viel gelebte typische Doppelmoral: Man liebte und ehrte die Ehefrau, betrog sie aber trotzdem mit der jungen Schauspielerin oder dem Ballettmädel.“

1938 wurde auch das Haus in Kritzendorf enteignet. Als Herz-Kestraneks Vater im Jahr 1946 aus dem Exil zurückkehrte, forderte er das Haus nicht zurück. Er wollte auch nicht in Wien bleiben, sondern ging nach St. Gilgen, wo dann auch Miguel Herz-Kestranek aufwuchs: „Mit 16 Jahren war ich zum ersten Mal in Wien und besuchte auch das Haus in Kritzendorf. Später wurde mir das Haus angeboten, aber ich hatte kein Interesse daran.“ Seine Heimat bleibt St. Gilgen. Und die Josefstadt. nu

Miguel Herz-Kestranek, Schauspieler und Autor mit derzeit 13 Buchveröffentlichungen. 1948 als Sohn jüdischer Remigranten in St. Gallen/Schweiz geboren. 2008 bis 2018 Vizepräsident der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung, Kuratoriumsmitglied DÖW-Dokumentationszentrum des Österreichischen Widerstandes, Beiratsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Europapolitik. 2000 bis 2010 Vizepräsident des Österreichischen PEN-Clubs. Theater, Musical, Soloprogramme sowie ca. 180 zum Teil internationale TV- und Filmrollen. www.herz-kestranek.com

„Ich bin ein Sommerfrische-Fan und fahre sonst fast nirgendwo hin. Reisen habe ich nur beim Arbeiten gemacht, es ging um die halbe Welt. Mir ist aber die Sommerfrische mit dem Leben, das diese bedeutet, eines der wichtigsten Dinge meines Daseins.“

Die heile Welt der Sommerfrische?

Sommerfrische. Für viele Menschen der Inbegriff von Erholung, guter Luft, Bergpartien und Schwimmausflügen, Jausen und Musizieren. Eine Lebenskultur, die heute nur mehr in Restbeständen vorhanden ist. Und die eigentlich gar nicht spezifisch „jüdisch“ war. Und doch war auch diese Lebensform schon früh vom aufkommenden Antisemitismus betroffen.

VON MARIE-THERES ARNBOM

„Viele sehr stark besuchte Sommerfrischen in Österreich sind bis Mitte Juni radikal antisemitisch, von Mitte Juni bis Mitte September verlogen judenfreundlich – Judengeld ist eben doch auch Geld – und vom halben September an wieder radikal antisemitisch.“

Wiener Allgemeine Zeitung, 4. Juni 1927

Bereits im 19. Jahrhundert fanden sich in Kur- und Sommerfrischeorten Vorbehalte und Vorurteile gegenüber Gästen, die „anders“ als die Einheimischen waren: Dieses „Anderssein“ fußte auch auf Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber den Städtern, die andere, „fremde“, Werte hatten und sich der Scholle nicht verbunden fühlten. Am Ende des 19. Jahrhunderts kam es zu einer neuen Facette des uralten Klischees vom „verderbten Städter“ als

Gegenbild zum „frommen Landmann“: Der fremde und verhasste Städter war nun – auch noch – jüdisch. Die neue, wirtschaftlich erfolgreiche Schicht verbrachte den Sommer am Land und unterstützte die Gemeinden mit Wohltätigkeitsveranstaltungen, die viel Geld zur Erhaltung und Verschönerung in die Ortskassen spülte. Doch die Sommergäste blieben Fremde, schon früh fanden sich antisemitische Karikaturen, welche die Meinung der Einheimischen widerspiegeln. 1914 veröffentlichte etwa die Zeitung *Im deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Bürger jüdischen Glaubens* eine Mitteilung des Kitzbühler Fremdenverkehrsvereins: „Anfragen von Juden bleiben unberücksichtigt.“

1922 zog die *Wiener Morgenzeitung* ein ernüchterndes Resümee der Sommerfrischen-Saison: „Man will Juden nicht im österreichischen Alpenland.“ Sommerfrischler hätten „Plakate mit Schmähungen und Drohungen“ oder mit Hakenkreuzen „verzierte“ Hotels vorgefunden, auch der Zutritt zu Schutzhütten wäre verwehrt worden: „So könnte man nun von den österreichischen Sommerfrischen sagen, es herrsche der Haß, gemildert durch Profitgier.“

Unter dem Titel „Sommerfrischen – leer!“ berichtete *Der Morgen* Ende Juli 1925 über die katastrophale Situation des österreichischen Fremdenverkehrs und deren Ursachen: „In Tirol sieht man den Fremden auch heute als lästigen Ausländer an, der sein Geld dazulassen und zu kuschen hat. Dazu kommt noch die unwidersprochene Verlautbarung der Tiroler Fremdenverkehrsverbände, dass jüdische Gäste in Tirol nicht gern gesehen werden! Ist es da ein Wunder, wenn ei-

nerseits die Nichthakenkreuzler lieber in die Schweizer Berge gehen, wenn man den politischen Bürgermeistern aus dem Wege geht, wenn man Länder aufsucht, wo der Gast Gast ist und nicht ein geduldetes Subjekt. Auch für die Sommerfrischen des Salzkammergutes gilt Ähnliches, auch dort gibt es Orte, die Hakenkreuze an den Ortseingängen aufpflanzen – wenn man durchaus Politik machen muss, dann muss man eben den Fremdenverkehr lassen und auf seine Erträgnisse verzichten. Da kann nur eines helfen: radikale Unterdrückung aller politischen Geschichten in den Sommerfrischen und die Angleichung an europäische Umgangsweise!“

Entfesselter Neid

Jüdische Zeitungen publizierten Listen von Gemeinden, die offen antisemitisch agierten, unter anderem informierte die *Central-Vereins-Zeitung* im Mai 1931 über, „Kurorte und Gasthäuser, deren Besuch unseren Freunden nicht anempfohlen werden kann: Schönberg am Kamp: Im Jahre 1925 antisemitische Exzesse. St. Georgen im Attergau: Der Gasthof ‚Bauern-Löcker‘ inseriert: Nur christliche Sommergäste erhalten Unterkunft. Schörfling: Alle Wirte mit Ausnahme des Gasthofes ‚Blaue Traube‘. Schladming versieht seine Prospekte mit dem Vermerk: ‚Juden nicht erwünscht‘. Weißensee/Kärnten: Juden sind am Weißensee in sämtlichen Sommerfrischen ungebetene Gäste, da gemäß einem Beschluß der dortigen Fremdenverkehrsverbände die Sommerfrischen ‚judenrein‘ zu sein wünschen. Zillertal: gilt als teilweise antisemitisch; es dürfte sich empfehlen, jeweils zuvor Erkundigungen einzuziehen.“

Die Sommermonate verbrachten die Städter in Dirndl und Trachtenanzug, was heute vielfach als Verkleidung belächelt wird. Doch das jüdische Bürgertum trug die Tracht mit Stolz und als Ausdruck inniger Verbundenheit mit der Habsburger-Monarchie. Die Kleidung war geradezu Sinnbild der Integration – bis 1938. Im Sommer dieses Jahres ordnete die Salzburger Polizeidirektion an: „Juden ist das öffentliche Tragen von alpenländischen Trachten wie Lederhosen, Joppen, Dirndlkleidern, weißen Wadenstutzen usw. verboten.“

Kleidungs-codes

Keine lebensbedrohende Maßnahme, aber ein Zeichen der Ausgrenzung, der Wegnahme eines integrierenden und selbstverständlichen Bestandteils des Lebens, zumal Kleidungs-codes damals noch viel größere Bedeutung zugemessen wurde. Wenn man Menschen verbot, am Land Tracht zu tragen, wurde auf einen Blick deutlich, dass sie „anders“ waren.

Kultivierten Menschen wurden plötzlich ihre Rechte aberkannt. Besitz, Kultur, ja Leben galten nichts mehr. Neid und Missgunst förderten die primitivsten Instinkte, zerstörten Werte, Würde, Menschenleben – eine ganze Kultur, die Mitteleuropa geprägt hatte. Eine Kultur des Respekts, des liberalen Denkens, der Offenheit.

Die Art und Weise, wie den jüdischen Villenbesitzern ihr Hab und Gut genommen wurde, ist beispiellos in ihrer Radikalität und Menschenverachtung. Etwa 250 Villen wurden allein im Salzkammergut enteignet, davon 68 in Bad Ischl, in Gmunden 25, in Bad Aussee und Alt-Aussee 55.

Federführend war unter anderem Wilhelm Haenel, seine Geschäftsgrundlage war ein unfassbarer Raubzug durch Bad Ischl und die Region, begleitet von Drohungen und Einschüchterungen. Haenel eröffnete im Sommer 1938 ein Büro an der Wiener Ringstraße in der richtigen Annahme, dass die Villenbesitzer diesen Sommer nicht mehr



Schratt-Villa

nach Bad Ischl reisen würden. Daher bestellte er sie in sein Wiener Büro und presste ihnen die Villen ab: Er war nun Treuhänder zahlreicher Villen und konnte schalten und walten, bedrohen und stehlen. Der Gau Oberdonau sah das gerne, weil man sich davon eine rasche Behebung bestehender Finanzprobleme erwartete. Doch die einzelnen Nazi-Organisationen stritten, wer denn nun profitierten durfte von diesem großangelegten Diebstahl. Viele jüdische Eigentümer ertrugen die Situation nicht und verübten Selbstmord. Andere wurden in Konzentrationslager verschleppt und ermordet.

Bürokratischer Hürdenlauf

Nach dem Ende des Krieges erwartete man eine Entspannung, ein Zusichkommen, eine Deeskalation. Eine Illusion. Die Rückstellungsverfahren gestalteten sich teilweise unfassbar langwierig. Die Bestohlenen wurden einmal mehr als rechtlos betrachtet, es lag an ihnen und nicht etwa an den Profiteuren, die unrechtmäßige Enteignung zu beweisen. Ein bürokratischer Hürdenlauf setzte ein. Anstatt einer lösungsorientierten Vorgehensweise regierten Kleingeist und Blockierertum – „die Sache in die Länge zu ziehen“ war das vom damaligen Innenminister Oskar Helmer ausgegebene Motto.

Es bleibt ein schaler Nachgeschmack: Fast alle Villen wurden nach langwierigen Verhandlungen restituiert – widerwillig, meist ohne Mobiliar und oft in verlottertem Zustand. Und was nun? Ein Weiterverkauf weit unter dem tatsächlichen Wert stellte die einzige Lösung dar, lebten die Eigentümer doch verstreut auf der ganzen Welt oder geografisch nahe, jedoch hinter dem undurchlässigen Eisernen Vorhang.

Im Sommer 2017, nach Erscheinen meines Buches über die Villen in Bad Ischl, wurde ich mit der Kritik einer Sommerfrischlerin konfrontiert: Bei einem Abendessen war über mein Buch gesprochen worden, wie interessant es geschrieben sei, doch dann kam plötzlich die Frage: „Muss die immer so viel über die Juden schreiben?“ und der resignative Nachsatz: „Naja, das ist halt ihr Thema.“ Es gibt also noch viel zu tun. *nu*

Buchempfehlungen:

Marie-Theres Arnbom, **Die Villen von Bad Ischl. Wenn Häuser Geschichten erzählen** (Amalthea Signum 2017, 256 Seiten)

Die Villen vom Attersee. Wenn Häuser Geschichten erzählen (Amalthea Signum 2018, 288 Seiten)

Gertrude Enderle-Burcel, Ilse Reiter-Zatloukal, **Antisemitismus in Österreich 1933 – 1938** (Böhlau Verlag)

Die Art und Weise, wie den jüdischen Villenbesitzern ihr Hab und Gut genommen wurde, ist beispiellos in ihrer Radikalität und Menschenverachtung. Etwa 250 Villen wurden allein im Salzkammergut enteignet.

„Die Nazis haben sich geholt, was sie wollten“

Der Kunsthistoriker Friedrich Polleroß berichtet bis 30. September in Neupölla in einer Sonderausstellung über „Jüdische Familien im Waldviertel und ihr Schicksal“.

VON THOMAS TRENKLER

Es sind berührende Geschichten, die Friedrich Polleroß aus seiner Heimatgemeinde Neupölla im Waldviertel zu erzählen weiß. Zum Beispiel vom Knecht Josef Sonnenfeld, der, wie die

alten Fotos zeigen, die Musik geliebt haben muss. Er war Jude und wurde, nachdem ihn ein anderer Knecht veraten hatte, 1942 in der Euthanasieanstalt Bernburg ermordet.

Oder von Olga Frommer. Sie war die uneheliche Tochter einer Pianistin in Wien, wuchs als Ziehkind in Altpölla auf. Ihr Vater soll zwar kein Jude gewesen sein, aber das ließ sich nicht beweisen. Und so wollte der Bürgermeister, dass Olga, 1928 geboren, weggeschafft wird. Der Richter in Zwettl soll sich menschlich verhalten und sie nach Hause geschickt haben. Auch andere hätten sich für das Mädchen eingesetzt, heißt es. Allerdings erfolglos: Olga Frommer wurde, wie

Friedrich Polleroß berichtet, unter anderem in St. Pölten und gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in der Rossauer Kaserne in Wien inhaftiert. Im Gegensatz zu ihrer Mutter aber überlebte sie den Holocaust. Sie kehrte zurück nach Neupölla, arbeitete als Landarbeiterin am Truppenübungsplatz, den Adolf Hitler hatte anlegen lassen, heiratete und starb schließlich 1996.

Friedrich Polleroß hat viele solcher Biografien gesammelt. Denn er beschäftigt sich schon seit Jahrzehnten mit der Geschichte der Juden im Waldviertel. 1978, als Student der Kunstgeschichte in Wien, schrieb er eine Seminararbeit über Georg Ritter von Schönerer aus Rosenau, der ihm aus der Schule ein Begriff war, und dessen Antisemitismus. Bei seinen Recherchen entdeckte er, dass es keine Literatur über die Juden im Waldviertel gab. Polleroß begann zu forschen, er sammelte Informationen über die jüdischen Familien – und veröffentlichte schließlich 1983 ein Buch unter dem Titel 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel.

Sonderausstellungen

Das Thema ließ ihm keine Ruhe, sein Archiv wuchs stetig. 1997 gründete er ein Heimatmuseum, das erste österreichische Museum für Alltagsgeschichte: Die Gemeinde Neupölla kaufte 1997 ein altes Bauernhaus und renovierte es, Polleroß stellt seither die Sonderausstellungen zusammen – zum Beispiel über Kinos im Waldviertel, über die Kraftwerke, den Truppenübungsplatz und die Motorisierung. Ihm war wichtig, dass die „Nachtseite der Heimatgeschichte“ nicht ausgeblendet wird. Aufgrund seiner Bemühungen, ein dunkles Kapitel der Vergangenheit aufzuarbeiten, kam er in Kontakt mit Nachfahren emigrierter

© ARCHIV POLLEROSS



In Heidenreichstein mussten Juden die Gehsteige waschen.

Juden, darunter mit dem 1937 geborenen Tom Biegler, der mit seiner Familie über England und Kanada nach Australien geflohen war.

Tom Biegler interessierte sich nicht sonderlich für seine Herkunft. Aber 2003, als der Chemiker bei einer Tagung in London war, blätterte er im Telefonbuch. Er fand eine Laura Biegler, rief sie an – und diese sagte ihm: „Dein Vater war mein Lieblingscousin.“ So besuchte Tom Biegler Neupölla, er wandte sich an Polleroß – und erfuhr, dass von seiner Familie, die sich 1860 in Neupölla angesiedelt hatte, elf Mitglieder im Holocaust umgekommen waren.

Die Bekanntschaft mit Tom Biegler war für Polleroß Anlass für ein Vorhaben: „Heuer, zum Gedenkjahr, möchte ich das Thema wieder aufgreifen.“ Vor 80 Jahren, Mitte März 1938, wurden Adolf Hitler und der „Anschluss“ ans Deutsche Reich frenetisch bejubelt. Polleroß' Beitrag zum Gedenkjahr ist die bis 30. September geöffnete Sonderausstellung „Jüdische Familien im Waldviertel und ihr Schicksal“. Er hätte, sagt er, als er vor zwei Jahren mit den Planungen begann, nicht gedacht, „dass die Thematik noch immer beziehungsweise wieder so politisch aktuell ist, weil es Landespolitiker gibt, die sich dumm stellen und so tun, als ob sie das alles nichts angehe.“

„Juden-Aquarium“

Nach der Revolution 1848 ließen sich böhmische und mährische Juden im Waldviertel als Händler nieder. Nachdem Juden im Reichsgrundgesetz von 1867 als Bürger gleichgestellt worden waren, wanderten weitere Familien nach Niederösterreich ein. Neben einigen großen Holzhändlern im Weinsberger Wald und Textilindustriellen in Gmünd, Litschau oder Heidenreichstein sowie dem „Kohlenbaron“ Wilhelm von Gutmann in Jaidhof waren dies vor allem Kaufleute, die mit landwirtschaftlichen Produkten, Leder, Vieh und Stoffen handelten. Auch zahlreiche Ärzte, Apotheker und Juristen aus Galizien und Ungarn ließen sich nieder, und in vielen kleineren Orten gab es jüdische Greißler. In Krems, Horn sowie Waidhofen an der Thaya wurden Israelitische Kultusgemeinden mit Synagogen und Friedhö-



Die Synagoge in Krems wurde 1978 abgerissen.

fen gegründet, ein weiterer Friedhof folgte in Zwettl. Um 1900 erreichte der jüdische Bevölkerungsanteil im Waldviertel seinen Höhepunkt, er lag jedoch noch immer unter einem Prozent.

Der Antisemitismus grassierte bereits. „Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu Diskussionen wegen jüdischen Sommerfrischlern. Im Gegensatz zu anderen Kamptalorten gab es in Gars zunächst kein Judenverbot“, sagt Polleroß. „Aber in den lokalen Zeitungen war abschätzig vom Schwimmbad als ‚Juden-Aquarium‘ die Rede.“

Die 1920 gegründete NSDAP erreichte bei den Wahlen 1932/33 in Großpoppen, Zwettl und Gmünd die relative Mehrheit. Die Zahl der Juden begann zu sinken. Nach dem „Anschluss“ setzte auch im Waldviertel die Diskriminierung ein. So drastisch wie in Wien, wo es sogleich zu „wildem Arisierung“ kam, dürfte es, sagt Polleroß, zwar nicht gewesen sein. „Aber es gab alles. In Gmünd haben die Nazis die Häuser der jüdischen Mitbürger gestürmt und sich geholt, was sie wollten. Auch in Jaidhof gab es Plünderungen. In Heidenreichstein mussten Juden die Gehsteige waschen, davon gibt es ein Foto. Laura Biegler erzählte mir,

dass die Nachbarn die Fensterscheiben eingeschlagen und das Geschäft geplündert haben. Es gab auch Denunziationen. In Gmünd wurden Leute mit dem Schild ‚Ich arisches Schwein kauf bei einem Juden ein‘ durch die Gassen getrieben.“

Ausweisung nach Wien

Für die bei der Gründung des neuen Truppenübungsplatzes Allentsteig abgesiedelte Bevölkerung wurde jüdischer Besitz herangezogen, darunter die Güter Schwarzenau, Pfaffenschlag, Brunn an der Wild oder Dross, aber auch Privathäuser, u.a. in Kirchberg am Walde. Die Sparkassen Allentsteig und Zwettl sowie die Stadtgemeinden Horn und Krems „arisieren“ jüdischen Besitz. Im Herbst 1938 wurden die Waldviertler Juden nach Wien ausgewiesen. Etliche konnten fliehen, aber vermutlich mehr als ein Drittel der Waldviertler Jüdische Gemeinde wurde deportiert und ermordet.

Eine besondere Rolle spielte Gmünd, so Polleroß: „Dort gab es mehrere jüdische Betriebe, die enteignet wurden, darunter eine Stärkefabrik, in der ab 1944 jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn eingesetzt wurden. Es waren über tausend, und 500 von ihnen sind umgekommen.“

Von den im Ausland überlebenden Juden kehrten nach 1945 nur einzelne Unternehmer ins Waldviertel zurück, z.B. die Familien Schwarz und Löwy in Gmünd oder Fürnberg in Eggenburg. Jüdische Gemeinden bildeten sich keine mehr im Waldviertel. Und trotzdem findet Polleroß keine vernünftige Erklärung dafür, warum die Synagoge in Krems 1978 abgerissen wurde. Sie war zwar in der „Reichskristallnacht“ geplündert, aber nicht, wie die meisten jüdischen Gebetshäuser, in Brand gesteckt worden. Nach dem Krieg diente sie unter anderem als Lager für die Flüchtlinge aus dem Sudetenland. Und sie war auch noch 1978 intakt, wie ein Foto beweist.

nu

„Jüdische Familien im Waldviertel und ihr Schicksal“ – bis 30. September 2018 jeden Sonn- und Feiertag 14–17 Uhr geöffnet, zur Ausstellung erscheint ein umfangreicher Katalog.

Erstes österreichisches Museum für Alltagsgeschichte, 3593 Neupölla 10



„Das Vermächtnis“: Stefanie Dvorak, Regina Fritsch, Joseph Lorenz, Nanette Waidmann

© FESTSPIELE REICHENAU/DINO DIMOV

Schnitzlers Treue zu Reichenau

Nicht nur Arthur Schnitzler erkor Reichenau zu seinem Lieblingsommersitz. Seit der Gründung der Festspiele Reichenau vor genau dreißig Jahren hat das Intendanten-Ehepaar Renate und Peter Loidolt dreißig Schnitzler-Produktionen auf die Bühne gebracht, heuer ist es Schnitzlers Zeitstück „Das Vermächtnis“.

VON RONALD POHL

Die Vorliebe Arthur Schnitzlers (1862–1931) für Reichenau geht auf die 1870er-Jahre zurück. Eines Nachts stand der Bub im Banne einer sternklaren Nacht im Schatten der Rax. Der Anblick des Himmelszelts gab dem späteren Autor die Idee ein, von hier aus die Welt zu erobern. Arthur hatte sich im Beisein des Schauspieler-Sohnes Felix Sonnenthal als Teufel verkleidet. An diesem Ausbruch kindlicher Begeisterung, der auch in der Autobiografie *Jugend in Wien* dokumentiert ist, scheint nun zweierlei bedeutsam: Der kindliche Usurpator wählte ausgerechnet die Enge des Schwarzatal zum Ausgang einer Fantasie, die der Niederzwingung der ganzen Welt galt.

Zum Zweiten jedoch wusste Klein Arthur seinen kindlichen Übermut

nur verkleidet zu inszenieren. Von der Aufhebung der Wirklichkeit durch die Macht des Kostüms aber handelt Schnitzlers Literatur selbst da noch, wo sie den Zauber der Montur, die Autorität der Amtskluft mit säuerlicher Miene leugnet. Die Entwicklung des Luftkurorts Reichenau/Payerbach folgte den üblichen Gesetzen der kakanischen Umraumerschließung. In sicherer Nähe zum Erz-Kaiserhaus wusste sich das wohlhabende liberale Bürgertum auch dann noch gut aufgehoben, wenn die Arbeit saisonal bedingt stillstand. Vom akuten Flintenfieber des Kaisers und etwaiger Erzherzöge abgesehen, entstand im 19. Jahrhundert in Rax-Nähe eine Ruheoase, deren solide Anlage mit allerhand Villen und Kureinrichtungen ein behagliches, von keinerlei

Einschränkung betroffenes Leben sicherzustellen hatte.

„Sommerfrische“ meint jedenfalls in den Dichtungen Schnitzlers stets mehr als nur die Flucht aus der geschäftigen Kaisermetropole Wien. Schnitzler-Helden sind häufig nervenleidende Charmeuere. Ihnen allen eignet die Begabung, kopfüber auf die eigene Sensibilität hereinzufallen. Sie wirken verquält und werden von plötzlichen Eingebungen hingerissen, ohne doch die Ursache für ihr geistiges Unwohlsein in den objektiven Gegebenheiten zu suchen respektive zu finden.

Gelockerte Sitten

Reichenau, als geistiger Topos verstanden, stillt das Fernweh, ohne dass der Wiener aber darum weit verreisen müsste. Der kakanische Saisonalurlauber weiß sich unter seinesgleichen sicher aufgehoben. Zugleich vermag er jenes sittliche Band zu lockern, das ihn daheim, in Rufnähe der Hofburg, im Einzugsbereich des Schlosses Schönbrunn, zu lebenslanger Monogamie und eiserner Maßhaltung verdammt. Man weiß viel über Schnitzlers Beziehung zur Thalhof-Wirtin Olga Waissnix – das „Abenteuer seines Lebens“, wie der Autor, im Grunde ein Feind der pathetischen Beschwörung, niederschrieb. Schnitzler hielt Reichenau auch dann unverbrüchlich die Treue, als Waissnix sehr früh, 1897, verstarb.

Von nicht geringerer Relevanz ist Arthur Schnitzlers Reichenauer Bekanntschaft mit Olga Gussmann.

Am 6. Juli 1900 trifft er per Fahrrad, von Admont her kommend, in Reichenau ein und steigt im Kurhaus Reichenau ab. Das Tagebuch vermerkt dazu: „6/7 Reichenau. V[or]m[ittag] Dina M. – 7/7 Mit D. M. spazieren – 8/7 Sonntag. Spazier[ang] Mit D. M. – 9/7 Vorm[ittag] D. M., Payerbach – Küb. – Ihre Lebensgeschichte. – Sturm und Wetter. – Die nächsten 8 Tage: Spaziergänge mit D. M. und Schwester, auch Bertha, die Freundin.“

Dina Marius war der Künstlernamen der jungen Schauspielerin Olga Gussmann. Sie heiratete der überzeugte Junggeselle schließlich am 26. August 1903, nachdem bereits am 9. August 1902 der gemeinsame Sohn Heinrich das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Fruchtbarkeit Reichenaus als Schauplatz von Sommerspielen gründet nicht allein auf Schnitzlers entschiedener Vorliebe für einen Ort, von dem aus er „die Welt zu erobern“ gedachte. Immerhin bezeichnet Intendantin Renate Loidolt sich selbst als „Kind aus der Prein“ (Prein/Rax). Mögen nach – und neben – Schnitzler die großen Dichter auch in die mondäneren Semmering-Hotels übersiedelt sein, so lassen sich Spuren bis in die 1950er-Jahre herauf verfolgen, als Karl Farkas oder Heimito von Doderer die schönste Zeit des Jahres im Schatten der Rax zubrachten.

Heute ist Reichenau längst ein Theaterort aus eigenem Recht: im erweiterten Umland von Wien gelegen, eigensinnig auf hauptstädtische Traditionen pochend, wenn Schauspieler vom Burgtheater, vom Volkstheater oder aus der Josefstadt hier Rollen von Schnitzler, Zweig, Tolstoi oder Nestroy spielen. Auch Letzteres kommt nicht von ungefähr. Johann Nestroy versteckte sich schon 1856 hier „vor den Wiener Nachmachern und Abschauern“ und schrieb in Reichenau seine unsterbliche Posse *Umsonst*.
nu

Sommerfrische am Theater

Was als Geheimtipp begann, wurde alsbald zu einem der wichtigsten Sommerfestivals des Landes. Waren es anfänglich gerade einmal dreitausend Theaterfreunde, die nach Reichenau an die Rax pilgerten, sind es mittlerweile 40.000 Besucher pro Saison. Jahr für Jahr gelingt es dem Intendantenpaar Renate und Peter Loidolt, die das Festival 1988 gründeten und mit großem persönlichen Engagement leiten, Publikumslieblinge der großen Wiener Bühnen sowie Film- und Fernsehstars zu verpflichten. Gespielt wird zwischen Anfang Juli und Anfang August täglich, auf dem Programm stehen Werke österreichischer – meist jüdischer – Dichter von Weltrang, die mit der Region eng verbunden waren, etwa Franz Werfel, Stefan Zweig, Heimito von Doderer, aber auch Johann Nestroy.

In dreißig Festspiel-Sommern haben die Loidolts dreißig Produktionen von Stücken Arthur Schnitzlers auf die Bühne gebracht, dieses Jahr hat Schnitzlers *Vermächtnis* Premiere, ein sozialkritisches Porträt der großbürgerlichen Wiener Gesellschaft um 1900.

Die Vorstellungen – und das ist dieses Jahr nicht anders – sind meist schon ausverkauft, sobald die Karten aufgelegt werden.

Premieren

- 1. Juli, 15:30 Uhr:** 30 Künstlerinnen und Künstler feiern um 15.30 Uhr mit einem Festakt 30 Jahre Festspiele Reichenau, am gleichen Tag gibt Rudolf Buchbinder zwei Klavierkonzerte (Matinee 11 Uhr, Abendkonzert 19:30 Uhr).
- 2. Juli, 19:30 Uhr:** *Schau'n Sie sich das an!* Sketches, Texte und Couplets von Karl Farkas, Hugo Wiener und Fritz Grünbaum. Revue mit Miguel Herz-Kestranek, Peter Matić u.a.
Tennessee Williams' *Endstation Sehnsucht* (Regie: Beverly Blankenship) mit Petra Morzé, Johanna Arrizas, Daniel Jesch, Dirk Nocker u.a.
- 3. Juli, 19:30 Uhr:** *Das Vermächtnis* von Arthur Schnitzler (Regie: Hermann Beil), mit Joseph Lorenz, Regina und Alina Fritsch, David Jakob, Johanna Prosl, Marcello de Nardo u.a.
- 4. Juli, 15:30 Uhr:** Nikolaus Haags Bühnenfassung des Romans *Cella* von Franz Werfel (Regie: Michael Gampe), mit Julia Stemberger, August Schmölzer, André Pohl, Martin Schwab u.a.
- 7. Juli, 11 Uhr:** Joseph Roths Roman *Das falsche Gewicht* in der Reihe „Literatur in Szene“ (Idee, Fassung, Gestaltung: Renate Loidolt) mit Joseph Lorenz, Marcello de Nardo und Julia Stemberger sowie Helmut T. Stippich (Akkordeon), Reinhard Uhl (Klarinette) und Aliosha Biz (Geige).

www.festspiele-reichenau.com

Kulturelle Sommerfrischeleien

VON ANDREA SCHURIAN

Leider finden die Sommerfestivals, wie ihr Name schon sagt, im Sommer statt, was mich jedes Jahr in einen größeren Zwiespalt katapultiert. Denn ich gehöre der vom Aussterben bedrohten Neigungsgruppe stationäre Sommerfrische an. Heißt: Ich übersiedle Anfang Juli Mann, Kinder, Hund, Arbeitsutensilien sowie ausreichend Lesestoff in mein ebenso kleines wie idyllisches Bootshaus an einem Kärntner See. Und rühre mich nur in äußersten Notfällen – etwa für den Nachschub von Zeitungen, Milch, Brot, Sonnen- und Eiscremes – von der idyllischen Stelle. Und, ja, eben doch für allerlei Festspielereien.

Musicals, Operetten und Dramen spielen sich ab vom Boden- über Wörther-, Ossiacher- und bis zum Neusiedler See, mittendrin Salzburg, diese Festung des hohen Kunstgeschmacks. Mutter aller Festspiele.

Die *Salzburger Festspiele* bieten unter dem Motto „Ekstase und Leidenschaft“ an 42 Tagen 206 Aufführungen an 18 Spielstätten.

Die *Ouverture Spirituelle* trägt den Untertitel „Passion“ und startet mit der *Lukaspassion* von Krzysztof Penderecki unter der Leitung von Kent Nagano am **20. 7.** in der **Felsenreitschule**.

Ebenfalls in der **Felsenreitschule** wird Richard Strauss' *Salome* vom italienischen Starregisseur Romeo Castellucci inszeniert (**Premiere: 28. 7.**) Krzysztof Warlikowski führt bei der 1966 in Salzburg uraufgeführten Oper *The Bassarids* von Hans Werner Henze Regie (**Premiere: 16. 8.**)

Im Goßen Festspielhaus inszeniert Regisseurin Lydia Steier Mozarts *Zauberflöte*, aus der Perspektive der drei Knaben interpretiert (**Premiere: 31. 7.**), und Hans Neuenfels die Tschaikowski-Oper *Pique Dame* (**Premiere: 5. 8.**)

Am **Domplatz** spielt Tobias Moretti

auch dieses Jahr wieder die Titelrolle in Hugo von Hofmannsthals *Jedermann* (Regie: Michael Sturminger), seine Buhlschaft ist Stefanie Reinsperger (**Premiere: 22. 7.**)

Frank Castorf inszeniert auf der Perner Insel die Dramatisierung von Knut Hamsuns Roman *Hunger* (**Premiere: 4. 8.**)

Im **Landestheater** interpretiert Salzburg-Debütant Ulrich Rasche das älteste Drama der Theatergeschichte, *Die Perser* von Aischylos (**Premiere: 18. 8.**), Heinrich von Kleists *Penthesilea* wird in einer Neuinszenierung von Johan Simons zu sehen sein (**Premiere: 31. 7.**)

Im **Republic** inszeniert Dušan David Pařízek *Kommt ein Pferd in die Bar*, eine Dramatisierung des gleichnamigen Romans von David Grossman, einem der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Israels (**Premiere: 8. 8.**)

www.salzburgfestival.at

Die *Bregenzer Festspiele* dauern von 18. Juli bis 20. August. An 29 Abenden geht Georges Bizets *Carmen* (Inszenierung: Kasper Holten) über die Bregenzer Seebühne (**Premiere: 19. 7.**)

Im **Festspielhaus** inszeniert Johannes Erath die österreichische Erstaufführung von Bertholdt Goldschmidts Oper *Beatrice Cenci* (**Premiere: 18. 7.**)

Für die und auf der **Werkstattbühne** konzipiert Oliver Tambosi Astor Piazzollas Tango-Oper *María de Buenos Aires* (**Premiere: 21. 7.**), und Karl Markovics inszeniert die Uraufführung von Thomas Larchers Auftragswerk *Das Jagdgewehr* (**Premiere: 15. 8.**)

Im **Theater am Kornmarkt** wird Rossinis *Barbier von Sevilla* in der Regie von Brigitte Fassbaender (**Premiere: 13. 8.**) sowie Nikolaus Habjans Puppenspiel *Böhm* (**Premiere: 25. 7.**) aufgeführt.

www.bregenzerfestspiele.com

Der *Carinthische Sommer* vom 14. Juli bis 26. August bietet unter dem Titel *Wie a Spiegl* Klassik, Jazz, Orgel-, Volks- und Wassermusik und steht ganz im Zeichen junger Frauen: Jazzerinnen, Solistinnen, Sängerinnen, Saxofonistinnen, eine Dirigentin.

Im **Stift Ossiach**, im **Congress Center Villach**, im **Arkadenhof der Domkirche St. Andrä**, in der **Bergkirche Tiffen**, im **Alban Berg Konzertsaal**, im **Domenig Steinhaus in Steindorf** und im **Schloss Damtschach** gastieren u.a. die Wiener Taschenoper, das MIAGI Jugendorchester aus Südafrika, das renommierte Barockensemble La Venexiana, der junge Wiener Philharmoniker Sebastian Bru, das Ebonit Saxophone Quartet, das Ensemble Prisma und Stammgast Rudolf Buchbinder. Das Radio-Symphonieorchester Wien spielt ein Happy-Birthday-Programm zu den CS-Granden Leonard Bernstein und Gottfried von Einem.

www.carinthischersommer.at

Die **Seefestspiele Mörbisch** zeigen in der ersten Saison des neuen Intendanten Peter Edelmann vom 12. Juli bis 25. August Emmerich Kálmáns Operette *Gräfin Mariza*.

www.seefestspiele-moerbisch.at

Weitere Infos zu (fast) allen Festivals:

www.austria.info/at/aktivitaeten/stadt-und-kultur/festspiele-festivals-in-osterreich

theaterfest-noe.at/Home/Produktionen-sommernachtskomoedie-rosenburg.at/

www.kultursommer-ooe.at/

www.festwochen-gmunden.at/

www.wellenklaenge.at

www.ensemble-porcica.at

www.kaernten.at/aktivitaeten/sommer/kultur-kulinarik/kaerntner-kultursommer/

nu



© WWW.SCHULTZ-SM.AT

Koscher auf der Berghütte

Im Sommer und mittlerweile auch im Winter ist Tirol beliebter Urlaubsort für israelische Gäste. Großen Anteil daran hat Martha Schulz. Ein Porträt.

VON PETRA STUIBER

Falafel und Glühwein, Hummus und Tiroler Gröstl, Tel Aviv meets Snow? Warum nicht, dachte sich Martha Schultz im vergangenen Winter und brachte genau diese scheinbaren Gegensätze zusammen. Die Unternehmerin lud Freunde und Bekannte aus Israel, darunter die israelische Botschafterin in Österreich, ins Hochzil-

lertal zu einem Tirol-Israel-Abend im Schnee. Auf der exklusiven Kristallhütte, die zum Hotelimperium der Schultz-Gruppe zählt, fand die Begegnung der besonderen Art statt, mit Tiroler Volksmusik und Tel Aviver DJ, sowie alpin-mediterraner Fusionsküche, unter der Leitung eines israelischen Spitzenkochs.

Warum dieser Abend? Ging es um Werbung für das Skigebiet Zillertal? Gilt Israel als Hoffnungsmarkt für den Tiroler Tourismus? „Das war gar nicht die Absicht“, sagt Martha Schultz und lacht ihr entwaffnendes Lachen. Natürlich wäre es schön, wenn mehr Gäste aus Israel im Winter kämen, sagt sie – da spricht die Vizepräsidentin der Wirtschaftskammer aus ihr. Wobei es keinen Grund zur Klage gebe, sagt

Schultz. Im Sommer sei Tirol ein äußerst beliebter Urlaubsort für israelische Gäste.

Aber wenn es um Israel geht, denkt die Geschäftsfrau Schultz nicht ans Geschäft. Israel ist Marthas Leidenschaft. Seit vielen Jahren schon. Schon als junges Mädchen reiste sie nach Israel, und vom ersten Tag an habe sie eine besondere Bindung zu diesem Land verspürt: „Die Natur, die Geschichte – und die Leute sind wirklich einmalig“, schwärmt Martha Schultz. Seit Jahrzehnten pflegt sie den Kontakt zu israelischen Freunden, lädt ein und wird eingeladen. Und als Vizepräsidentin der Wirtschaftskammer und Vorsitzende der Interessengemeinschaft „Frau in der Wirtschaft“ hat sie auch einen geschulten Blick für die israeli-

Wenn es um Israel geht, denkt die Geschäftsfrau Schultz nicht ans Geschäft. Israel ist Marthas Leidenschaft. Seit vielen Jahren. Bereits als junges Mädchen reiste sie nach Israel, und vom ersten Tag an habe sie eine besondere Bindung zu diesem Land verspürt.

sche Gegenwart: „Israelische Frauen sind beherzte Unternehmerinnen“, erzählt sie, „sicher härter und auch risikobereiter als Österreicherinnen.“ Das habe nur zum Teil damit zu tun, dass Unternehmertum in Israel einen höheren Stellenwert habe als hierzulande und auch stärker gefördert werde. Die andere Seite sei, dass Israelinnen ganz allgemein „hart im Nehmen“ seien – wohl auch gestählt durch den verpflichtenden Militärdienst. In einem Bereich sind Österreich und Israel freilich sehr ähnlich: „Die Startup-Szene ist da wie dort männlich dominiert.“

Helfer der Verfolgten

Die Affinität zu Israel hat Tradition in Martha Schultz' Familie mütterlicherseits. Antisemitismus hatte dort auch zu Zeiten nichts verloren, als man als „Judenfreund“ das eigene Leben riskierte. Martha erzählt, dass ihre Urgroßeltern und ihr Großvater, die in der Nazi-Zeit noch eine Landwirtschaft betrieben, Verfolgten halfen – Juden, „Politischen“ oder auch den „Fahrenden“ (Roma), trotz permanenter Gefahr.

Martha Schultz: „Mein Großvater ist auch angezeigt worden, aber er hat den Gendarmen so gehörig die Meinung



Die israelische Botschafterin Talya Lador-Fresher und WKÖ-Vizepräsidentin Martha Schulz

gesagt, dass die einfach wieder verschwanden.

Freilich sei das nur gelungen, weil ihr Großvater große Autorität und Ansehen im Tal genoss – das hätte nicht jeder gekonnt, das sei ihr klar, sagt Schultz. Zudem wusste, zu ihrem Glück, niemand, dass Familie Hirschhuber (der Mädchenname ihrer Mutter) eine Roma-Familie versteckt hatte.

Was ihr Großvater damals leistete, sei ihr erst viel später so richtig bewusst geworden, als sie den Namen Hirschhuber im Buch des Tiroler Widerstandes las: „Er hat enorm viel riskiert.“ Er habe das nie an die große Glocke gehängt, und als sie ihn, schon als Erwachsene, darauf ansprach, tat er das ab. Aber er konnte ihr noch immer genau sagen, wer im Tal Nazi gewesen



© WWW.HOCHZILLERTAL.COM/FILMINGPOOL



© WWW.HOCHZILLERTAL.COM/FILMINGPOOL

Auf der exklusiven Kristallhütte, die zum Hotelimperium der Schultz-Gruppe zählt, fand die Begegnung mit Tiroler Volksmusik und Tel Aviver DJ sowie alpin-mediterraner Fusionsküche statt.

war, wer sich niederträchtig verhalten und wer mitgelaufen war. Prägend für sie sei gewesen, „dass ich Werte mitbekommen habe: jeden leben lassen, aber auch mitmenschlich sein, die Starken fordern, die Schwachen fördern.“

Klingt alles super, aber wie geht Martha Schultz mit der Tatsache um, dass die ÖVP, der die Wirtschaftskammer nicht gerade fernsteht, mit der FPÖ koalitiert, aus deren Reihen antisemitische „Einzelfälle“ fast wöchentlich sprießen? „Ich finde jeden einzelnen dieser Fälle furchtbar, und ich werde natürlich von meinen israelischen Freunden darauf angesprochen“, sagt sie. Sie habe aber die Hoffnung nicht aufgegeben, „dass sich Menschen auch bessern können“.

Dann würde sie gerne das Thema wechseln: Viel lieber möchte Martha Schultz noch mehr von dem Abend auf der Kristallhütte erzählen, und von ihrer Absicht, dass es künftig noch viel mehr Abende a la „Tel Aviv meets Snow“ geben soll. Und von der Reise, die sie für österreichische Unternehmerinnen im Herbst plant. Wohin es gehen soll? Nach Israel, klar. Denn da wie dort gilt für die quirlige Unternehmerin die Devise: „Wir Frauen müssen uns mehr vernetzen.“ Wenn man sie fragt – sie ist schon mittendrin. *nu*

Jüdischer geht nicht

VON MARTIN ENGELBERG

Betreiber von koscheren Hotels und Gastronomiebetrieben können zahllose Anekdoten darüber erzählen, wie sich talmudisch geschultes, dialektisches Denken im geschäftlichen Diskurs zwischen Wirt und Gast auswirkt.

Dies sah dann zum Beispiel in einem streng koscheren Hotel in der Schweiz so aus: Dass es nicht erwünscht ist, dass Gäste selber in die Küche gehen, versteht sich normalerweise von selbst. Hier muss es jedoch schon ausdrücklich an der Küchentür auf einem Blatt Papier vermerkt werden: „Eintritt in die Küche nicht erlaubt“ – so weit, so gut. Dann steht aber darunter ein erster Zusatz: „Auch für Kinder“. Es gab also offensichtlich Gäste, die meinten, ein solches Verbot wird doch wohl nicht für Kinder gelten. Dann aber steht eine weitere Präzisierung darunter: „Auch wenn die Kinder nur Milch wollen“. Man hat sofort das klare Bild vor Augen, wie fassungslose jüdische Mütter und Väter

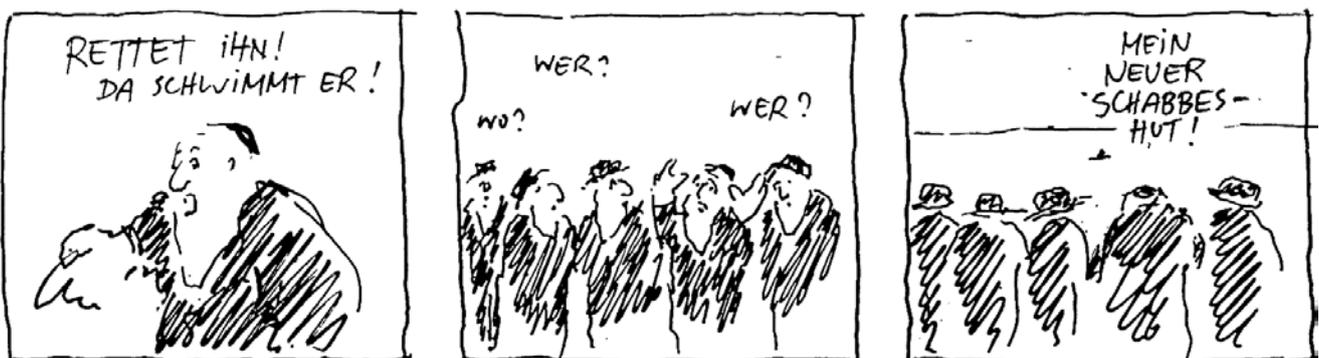
mit dem Wirt argumentieren, dass das arme Kind sich doch nur einfach noch ein wenig Milch holen wollte.

Schon Friedrich Torberg schilderte in seiner wunderbaren Anekdotensammlung *Die Tante Jolesch* ein koscheres Restaurant, welches schlicht und einfach am Sonntag geschlossen halten wollte. Dafür hätte es ganz einfach heißen können: „Sonntag geschlossen“.

Offensichtlich bedrängten dann die Stammgäste den Wirt, ob er denn nicht vielleicht zu Mittag oder wenigstens am Abend aufmachen könnte. Der unwillige Wirt erweiterte also den Text auf „Sonntag den ganzen Tag geschlossen“. Daraufhin wurden andere Ausnahmemöglichkeiten erdacht. Ob er nicht wenigstens nur jeden zweiten Sonntag geschlossen halten könnte. Womit sich die bemerkenswerte Endfassung des Schildes ergab: „Jeden Sonntag den ganzen Tag geschlossen“. Jüdischer geht nicht. *nu*

Kohnversationen

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



„Man darf sich selbst nicht schädigen“

Der ehemalige Oberrabbiner Wiens, Paul Chaim Eisenberg, ist bestens gelaunt. Er ist schlank, dreißig Kilogramm hat er nach einer Magen-Bypass-Operation abgenommen. Eigentlich will er sowieso nur über ein einziges Thema reden, nämlich über das Rauchen, „über das andere reden wir das nächste Mal.“

VON ANDREA SCHURIAN (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLÉNER (FOTOS)

NU: Sind Sie eigentlich eitel?

Eisenberg: Ich bin berühmt für meine Bescheidenheit! Aber ich habe die Mikrofonkrankheit: Wo immer ein Mikrofon ist, bin ich dort, ob es nur für mich aufgestellt ist oder nicht.

Naja, hie und da was Schlagfertiges sagen kann nicht schaden.

Ich habe viel im Fernsehen gearbeitet, deshalb hat man es ORF – „Oberrabbiner-Fernsehen“ – genannt. Sie dürfen eh fragen, was Sie wollen, nur bei der ersten Frage würde ich Ihnen helfen.

Nämlich?

Was macht ein Oberrabbiner, wenn er in Pension geht?

Interessante Frage! Das wollte ich Sie sowieso fragen.

Na, das hab ich doch gewusst! Ich bin ja nur in „Halbpension“ gegangen, ich bin zwar nicht mehr Oberrabbiner von Wien, aber zuständig für die Gemeinden außerhalb Wiens, vor allem entlang der Weststrecke – Innsbruck, Salzburg, Linz. In diesen Bundesländern leben jeweils weniger als hundert Juden, und trotzdem können die Leiter der Gemeinden dort ein Gemeindeleben organisieren. Das ist eine sensationelle Leistung. Außerdem bin ich auch in Wien noch tätig, die Synagoge und religiöse Gemeindeführung ist meinem Nachfolger namens Folger überantwortet. In der „Halbpension“ bleibt mir viel Zeit zum Nachdenken. Im Judentum gibt es rituelle Gebote und Gebote zwischenmenschlicher

Art, sie halten einander die Waage. Rituelle Gebote betreffen Schabbat, koscher essen, beten, Feiertage und so weiter. Nicht weniger wichtig sind aber die zwischenmenschlichen Gebote, die zum Großteil auch in der Bibel stehen: Man soll nicht stehlen, man soll nicht morden. Das können wir leichter einhalten, da wenige von uns Mörder oder Diebe sind. Aber da steht auch, dass man nicht böse über andere reden soll. Das ist vielleicht die Vorschrift, die am schwersten einzuhalten ist.

Gelingt es Ihnen?

Nein, das gelingt niemandem. Aber man kann täglich ins Kaffeehaus gehen und die halbe Stadt durch den



Der ehemalige Oberrabbiner Wiens Paul Chaim Eisenberg und NU-Chefredakteurin Andrea Schurian



„Gesetze zwischen Mensch und Gott und zwischen Mensch und Mensch soll man nicht komplett voneinander trennen.“

Kakao ziehen, um nach zwei Tagen, wenn man fertig ist, wieder von vorne anzufangen. Oder aber man bemüht sich, es nicht zu tun. Diese zwischenmenschlichen Dinge sind bedeutsam. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ steht schon in der jüdischen Bibel, Leviticus 19/18, und daraus ergeben sich viele andere ethische Vorschriften.

Gesetze zwischen Mensch und Gott und zwischen Mensch und Mensch soll man nicht komplett voneinander trennen. Dazu erzähle ich eine chassidische Geschichte: Ein Rabbiner hat über Laschon Hara, böse Nachrede, ein ganzes Buch geschrieben und präsentiert es in der Nachbarstadt. Auf dem Weg nach Hause trifft er im Zug einen anderen Juden und fragt ihn, wohin er unterwegs sei. Der erkennt ihn nicht und antwortet: „Ich möchte den Rabbi

besuchen, der dieses großartige Buch geschrieben hat.“ Und der Rabbiner sagt über sich selbst: „Naja, eigentlich ist der auch nichts Besonderes.“ Darauf wird der Jude so böse, dass er dem Rabbi eine runterhaut. Am nächsten Tag kriegt er seine Audienz beim Rabbi und ist voller Schuldgefühle, als er erkennt, wen er geschlagen hat. Doch der Rabbi sagt: „Jetzt habe ich von Ihnen etwas dazugelernt: Man darf auch über sich selbst nichts Böses sagen!“ Das ist sehr wichtig: Man darf nicht nur andere, sondern auch sich selbst nicht schädigen.

Womit wir bei dem Thema wären, über das Sie mit mir reden wollten, das Rauchen.

Genau! Es beschäftigt mich sehr, weil Rauchen etwas ist, das die Menschen in Gefahr bringt.

Ich spreche Leute auf der Straße an, frage, warum sie rauchen, auch die jungen Leute vor meiner Haustür, die nicht im Büro rauchen dürfen. Da habe ich schon einige Freundschaften geschlossen. Ich mache es humorvoll, aber ich sage auch, dass ich es wirklich ernst meine. Ich melde mich da bei etwas zu Wort, was eigentlich kein rabbinisches Gebiet zu sein scheint. Aber ich bin anderer Meinung. (Siehe „Chassidische Geschichten“, Anm.) Früher waren Talmudschulen so verqualmt, dass man glauben konnte, man sei in einer der Raucherkabinen am Flughafen. Talmud lernen und Zigaretten rauchen gehörte früher zusammen, heute stehen die jungen Herren vor der Jeschiwa, wenn sie ein Zigaretterl inhalieren. Also, man beginnt zu verstehen, dass man nicht rauchen soll, wo andere sind. Jetzt muss man

„Man soll nicht stehlen, man soll nicht morden. Das können wir leichter einhalten, da wenige von uns Mörder oder Diebe sind. Aber man soll nicht böse über andere reden. Das ist vielleicht die Vorschrift, die am schwersten einzuhalten ist.“

„Ich möchte nicht politisch und schon gar nicht parteipolitisch sprechen und ich bin auch kein Arzt. Ob man in Lokalen oder Teilen davon raucht oder nicht, muss nicht nur eine Frage der Gesetzgebung sein.“

nur noch darauf achten, in seiner eigenen Nähe nicht zu rauchen (lächelt).

Soll es ein gesetzliches Rauchverbot in den Lokalen geben?

Ich möchte nicht politisch und schon gar nicht parteipolitisch sprechen und ich bin auch kein Arzt. Ob man in Lokalen oder Teilen davon raucht oder nicht, muss nicht nur eine Frage der Gesetzgebung sein. Außerdem arbeite ich nicht gern mit den Begriffen des Verbotens oder Erlaubens, denn dann passiert das, was wir aus der Zeit der Prohibition kennen. Statt mit Verboten müsste man mit Aufklärung und Erziehung arbeiten, mehr auf die Ärzte hören. Man wusste ja immer schon, dass Rauchen ungesund ist, aber in den letzten zehn Jahren ist dieses

Wissen über die Schädlichkeit unglaublich viel größer geworden. Es ist doch ein großer Fortschritt, dass vor zwanzig Jahren auf einem Zigarettenpackerl nichts draufstand und heute ist aufgelistet, welche grauslichen Krankheiten das Rauchen verursacht. Ich hatte eine total genial witzige Idee – naja, also genial darf man über sich natürlich nicht sagen –, also die Idee ist, dass man aus allen alten Filmen die Szenen herausschneidet, in denen geraucht wird. Leider habe ich dafür noch keinen Sponsor gefunden.

Dann hätten wir ziemlich kurze Filme, was bedeutet, man könnte gleich mehrere hintereinander sehen.

Ja, zum Beispiel alle fünf Folgen des *Paten* an einem Abend!

Darf ich Sie zur aktuellen politischen Lage etwas fragen?

Nicht gern, denn dafür ist in der Kultusgemeinde der Präsident zuständig. Aber vor ein paar Wochen wurde mir dieselbe Frage gestellt, als ich mein Buch *Auf das Leben!* in Tainach/Tinje in Südkärnten präsentiert habe. Und da habe ich gesagt, was ich Ihnen jetzt auch sage: „Ich habe ein Buch geschrieben. Aber es ist kein Liederbuch...“. Dabei wären meine Texte viel schöner für ein Liederbuch! Und ich bleibe unpolitisch, wenn ich sage, dass Masurenschlagen unjüdisch ist, weil man sich und andere nicht gefährden darf, was wir gerade vom Rabbiner gelernt haben!

nu

CHASSIDISCHE GESCHICHTEN VON PAUL CHAIM EISENBERG

Da wir Juden keinen Papst haben, kann man auf verschiedenen Gebieten von verschiedenen Rabbinern verschiedene Antworten bekommen. Man soll zwar nicht immer zu dem Rabbiner laufen, der alles erlaubt – aber man muss auch nicht zu dem gehen, der alles verbietet. Statt eines allwissenden Papstes haben wir würdige und gelehrte Rabbiner, deren Ideen und Werke „sogar“ international anerkannter sind als die des früheren Wiener Oberrabbiners. Aber er darf widersprechen, wenn er bessere Argumente hat.

Im Zusammenhang mit dem Rauchen gibt es bei Rabbinern zwei Meinungen.

Die einen meinen, man solle das Rauchen aus jüdisch-religiösen Gründen verbieten, denn man darf nicht etwas tun, was einen offensichtlich krankmacht. Es gibt dazu eine Geschichte im Talmud: Ein Rabbiner war unterwegs und sprach

am Wegrand sein Nachmittagsgebet, als der König vorbeikam und ihn begrüßte. Doch der Rabbi ließ sich nicht abhalten und betete weiter. Der König wartete eine Zeit lang und sagte dann: „Eigentlich müsste ich dich jetzt töten lassen, denn ich habe dich als König angesprochen, du aber hast nicht einmal geantwortet. Die Bibel sagt, ein Jude – oder genauer gesagt: ein Mensch – darf sich nicht in Gefahr begeben, denn das Leben ist vom lieben Gott gegeben. Aber du“, sagte er zum Rabbi, „du hast dich in Gefahr begeben. Du hättest dein Gebet unterbrechen müssen, denn es ist lebensgefährlich, den König nicht zu grüßen. Ich hätte dich köpfen lassen können, wenn du mir nicht einmal einen Blick gönnst.“

Aus dieser Talmudstelle lernen wir, dass alles, was unser Leben oder unsere Gesundheit gefährdet, verboten ist, dass der Mensch auf sein Leben achten soll und sich nicht in Gefahr

bringen darf. Noch weniger als sich selbst darf er andere Menschen gefährden. Der Rabbiner hatte aber eine Ausrede. Er sagte: „Ich habe gerade mit einem noch größeren König gesprochen, ich konnte diese Unterredung nicht unterbrechen.“ Andere Rabbiner wenden ein anderes jüdisches Prinzip an, um das Rauchen doch zu erlauben: Es besagt, dass ein Rabbiner seiner Gemeinde keine Pflichten auferlegen soll, wenn er weiß, dass die Gemeinde sie nicht bewältigen kann. Das betrifft nicht Gesetze wie den Schabbat und koscher essen, denn das steht ja in der Tora. Aber es betrifft ein Rauchverbot, denn das steht nirgends wörtlich. Und so rauchen die Raucher fleißig weiter, indem sie sich auf die zweite Auslegung beziehen. Neu ist, dass man in Anwesenheit von Nichtrauchern größte Rücksicht anwenden muss.



Eine Brücke vom Semmering in den Prater

Das Hakoah-Zentrum im Wiener Prater feiert sein zehnjähriges Bestehen – und erinnert auch an die legendäre Hakoah-Hütte am Semmering.

VON FRITZ NEUMANN

Das nennt man eine Brücke, was die Hakoah dieser Tage schlägt. In echt wäre diese Brücke ungefähr 80 Kilometer lang, de facto ist sie virtuell. Die Hakoah-Brücke reicht vom Semmering in den Wiener Prater. Sie verbindet also zwei Erholungsgebiete, vor allem aber führt sie durch die Hakoah-Geschichte. Es stehen nämlich zwei Jubiläen an, wobei sich nur eines der beiden auch gebührend und vor Ort begehen lässt.

Denn während das Hakoah-Zentrum am Rande des Praters auf seine ersten zehn Jahre zurück- und vielen weiteren Jahren entgegenblickt, ist die legendäre Hakoah-Hütte auf der steirischen Semmering-Seite längst in Privatbesitz übergegangen. Vor neunzig Jahren wurde das Blockhaus errichtet, das so vielen Hakoahnern in den Jahren vor und speziell nach dem Krieg so viel bedeutete hat. Die Anzahl

Die Türen der Hakoah stehen nicht nur für Juden offen, sondern allen. Das gilt auch für den großzügig und mit neuesten Geräten ausgestatteten Fitness- und Wellnessbereich. Nicht zuletzt hier wird die betriebliche Gesundheitsvorsorge vorangetrieben.

der Jahre bis Kriegsbeginn war überschaubar geblieben, die Hütte wurde beschlagnahmt und der Wiener Polizei übereignet, die sie als Erholungsheim nützte. In den letzten Kriegstagen diente die Hütte der 9. Gebirgsdivision als Gefechtsstand.

Gesellschaftliche Zentren

Dass sie unmittelbar nach dem Krieg der Hakoah zurückgegeben wurde, war „nicht selbstverständlich“, sagt der heutige Hakoah-Präsident Paul Haber, der die Rückgabe auch auf eine gewisse Unterstützung seitens der russischen Besatzungsmacht zurückführt: „Die Hakoah war ein Sammelbecken für Juden, die in Wien überlebt hatten oder nach Wien zurückgekehrt sind.“ Und die Hütte wurde rasch zum gesellschaftlichen Zentrum mit ausgedehnten, wochenlangen Sommer- und etwas kürzeren Winterlagern. Ein Treffpunkt speziell

auch für junge Leute. Man hatte nicht viel, man brauchte nicht viel. Die Lebensmittel stammten aus CARE-Paketen und von Bauern in der Umgebung. Außer Polenta hat es fast nur Polenta gegeben.

Unter dem Dach, also im zweiten Stock, befand sich ein großer Raum mit Stockbetten, im ersten Stock gab es mehrere Zimmer mit bis zu sechs Einzelbetten. Männlein und Weiblein waren strikt getrennt. Dennoch war ein Besuch der Hakoah-Hütte „keine schlechte Gelegenheit, sich näher kennenzulernen“, sagt Präsident Haber. Davon kann etwa Kitty Sinai ein Lied singen, der seinerzeit beim Volleyballspielen vor der Hütte ein junger Mann ins Auge stach. 65 Jahre lang sind Kitty und Erich Sinai dann ein Paar gewesen, 62 Jahre lang, bis zu seinem Tod im Jahr 2012, waren sie verheiratet. Kitty Sinai über die Bedeutung der Hakoah-Hütte: „Wir waren viele junge Leute, wir

hatten schreckliche Erlebnisse hinter uns. Und wir haben versucht, uns physisch und psychisch zu erholen.“

Auch Hans und Marietta Gelbard, die Eltern von Hakoah-Geschäftsführer und Vizepräsident Ronald Gelbard, haben sich auf der Hakoah-Hütte kennengelernt. Das war Mitte der 60er-Jahre, da hatte die Hütte ihre Blütezeit, aus hakoahnischer Sicht, beinahe schon wieder hinter sich. Der Krieg war weiter weg, für junge Menschen in Wien gab es immer mehr Freizeitangebote, Familien fuhren auf Urlaub. Im Jahr 1978, auch schon wieder vor vierzig Jahren, wurde die Hakoah-Hütte verkauft. Präsident Haber hat die neuen Eigentümer etliche Jahre später einmal besucht und sich darüber gefreut, dass diese die Hütte liebevoll restauriert, aber auch Vieles erhalten hatten, das an die Hakoah erinnert. „Die alte Hüttenordnung, wenn auch vergilbt, hing an der Wand.“

Hakoahner um 1950 am Semmering



Heute treffen sich Hakoahner aller Altersstufen im Zentrum im Prater. Dort, in der Krieau, hatte sich seit 1922 die Sportstätte des S.C. Hakoah befunden, mit einem Fußballstadion inklusive Laufbahn sowie Tribünen mit 3.500 Sitz- und 25.000 Stehplätzen, mit einem Hockeyfeld, sieben Tennisplätzen und zwei Kabinenanlagen, eine für Fußball, die andere für Leichtathletik. 1938 war der Sportplatz von den Nazis beschlagnahmt worden. Erst 2005 wurde das Grundstück für den Campus, auf dem sich nun auch ein Schulzentrum sowie das Seniorenwohn- und -pflegeheim Maimonides-Zentrum befinden, nach jahrelangen Verhandlungen mit der Republik Österreich und auf Basis des Washingtoner Abkommens von 2001 restituiert.

2007 erfolgte die Grundsteinlegung, im März 2008 wurde das Hakoah-Zentrum eröffnet. In den ersten zehn Jahren hat sich die Anzahl der Mitglieder auf mehr als 400 fast verdreifacht, es gibt sechs Sektionen: Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Judo, Basketball und Bowling.

Ronald Gelbard, dem Vizepräsidenten, ist bei einer kleinen Führung die Freude anzumerken, mit der ihn die Hakoah-Entwicklung erfüllt. „Jetzt geht's erst richtig los“, sagt er. „Jetzt ernten wir langsam die Früchte.“ Die Aufbauphase ist jedenfalls abgeschlossen, nun kann man sich darauf konzentrieren, die wichtigsten Standbeine zu stärken. Die Konzentration gilt dem Breiten- wie dem Spitzensport.

Die Türen stehen allen offen

Aushängeschilder der Hakoah sind der Judoka Stephan Hegyi und der Schwimmer Thomas Löwy. Als sich Hegyi, damals elf Jahre alt, bei der Hakoah einschrieb, stellte ihm Gelbard die klassische Frage, was er denn werden wolle. Und Hegyi gab zurück: „Ich werde Olympiasieger.“ Kürzlich holte er bei der EM in Tel Aviv die Bronzemedaille in der Klasse über 100 Kilogramm und gab damit noch vor



© HAKOAH

Hakoah-Sportzentrum Wien

seinem 20. Geburtstag ein echtes Versprechen für die Zukunft ab.

Löwy hat seinen 20. Geburtstag schon hinter sich, er ist Baujahr 1966, zählt in seiner Altersklasse zu den besten Schwimmern der Welt und sammelt Medaillen bei Mastersbewerben. Die Hakoah-Schwimmerinnen und Schwimmer verteilen sich zwecks Training auf diverse Wiener Bäder, der 12,5 Meter lange Pool im Hakoah-Zentrum würde den Ambitionen nicht gerecht werden.

Die Idee, unter dem Parkplatz ein 25 Meter langes Becken zu installieren, wurde schon mehrmals diskutiert, sie ist auch aktuell ein Thema. Von einem Plan würde Gelbard aber noch nicht sprechen, dem klar ist, dass es sich um ein aufwändiges Projekt handeln würde, dessen Finanzierung man zunächst klären müsste.

Generell wird Gelbard nicht müde zu erwähnen, dass die Türen der Hakoah nicht nur Juden, sondern allen offenstehen. Das gilt auch für den großzügig und mit neuesten Geräten ausgestatteten Fitness- und Wellnessbereich. Nicht zuletzt hier wird die betriebliche Gesundheitsvorsorge vorangetrieben, der sich die Hakoah mit dem Sportme-

diziner Haber an der Spitze verschrieben hat. Die große, mehr als neun Meter hohe Sporthalle mit einer Tribüne für knapp 300 Zuseher lässt sich mittels schwerer Trennvorhänge dritteln.

Sie wird auch von der Schule genutzt, die einen eigenen Zugang hat, und sie wird vermietet – etwa für Sportevents (Fußball, Tanzen, Rollerderby), aber auch für private Feiern.

In dem Gang, der zu den Tribünen der Sporthalle führt, befindet sich ein kleines Hakoah-Museum mit alten Fotos, Pokalen et cetera. Erinnerungen an eine Zeit, in der die Hakoah viele große Erfolge gefeiert hat. Mag sein, dass es auch dort wieder hingehen kann und wird. Vielleicht noch wichtiger aber ist, was sich nun, da fast ansatzlos der Sommer eingezogen ist, im Freien abspielt, auf den Tennisplätzen und am Swimmingpool. Da kommen vor allem am Wochenende Familien zusammen, da geht es, wenn auch in geregelterem Rahmen, rund.

Und da ist die Hakoah als ein gesellschaftlicher Mittelpunkt am Rande des Wiener Praters wieder genau dort, wo sie vor vielen Jahren in der Hütte auf der steirischen Seite des Semmerings war, am anderen Ende der Brücke. nu

In dem Gang, der zu den Tribünen der Sporthalle führt, befindet sich ein kleines Hakoah-Museum mit alten Fotos und Pokalen. Erinnerungen an eine Zeit, in der die Hakoah viele große Erfolge gefeiert hat.

1968: Studenten, Kommunisten und „Antizionisten“

Nach Schätzungen des Historikers und Politologen Dariusz Stola, der das Museum der Geschichte der polnischen Juden (Polin) in Warschau leitet, verließen 1968 knapp 4000 Personen das Land mit einem Einfahticket Richtung Westen. Der Höhepunkt der Ausreisewelle war das Jahr 1969, als rund 7600 Personen Polen verlassen mussten.

VON MICHAEL LACZYNSKI

Die Geschichte darüber, wie die Volksrepublik Polen ihre jüdischen Bürger im Jahr 1968 ins Ausland vertrieb, lässt sich auf viele Weisen erzählen. Man kann sie anhand der antisemitischen Vorurteile erläutern, die selbst nach dem Horror des Zweiten Weltkriegs in Teilen der polnischen Bevölkerung schlummerten und von Manipulatoren der öffentlichen Meinung geweckt und geschürt wurden.

Man kann die Vorfälle geostrategisch einbetten und die Hetzkampagne als Teil des Ost-West-Konflikts beschreiben – und als Reaktion des Ostblocks auf Israels Sieg über die arabischen Verbündeten der Sowjetunion im Sechstagekrieg. Oder man blickt auf die Causa aus der Perspektive der

Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei und deutet den März 1968 als Konflikt zwischen progressiven und reaktionären Kräften innerhalb der kommunistischen Parteikader. Doch keine dieser Erzählungen wäre vollständig ohne Adam Mickiewicz, den 1855 in Konstantinopel verstorbenen polnischen Nationalheiligen, Dichter und Verfasser des mythisch verklärten Dramenzyklus *Totenfeier* („*Dziady*“), das am Anfang des realen Dramas um die Vertreibung der polnischen Juden vor 50 Jahren steht.

„Totenfeier“

Die Entscheidung über die Inszenierung der *Totenfeier* am Warschauer Nationaltheater fiel im Kontext der Vorbereitung der Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag der sowjetischen Oktoberrevolution. Doch bereits kurz nach der Premiere des Stücks am 25. November 1967 fiel Intendant Kazimierz Dejmek in Ungnade. Zu eindeutig waren für die kommunistischen Zensoren die Bezüge zwischen Mickiewiczz Botschaft vom patriotischen Widerstand gegen das zaristische Russland, das im 19. Jahrhundert gemeinsam mit Preußen und Österreich über ein geteiltes Polen geherrscht hatte, und der aktuellen Situation der Volksrepublik als gehorsamem Satellit der UdSSR. Die Zahl der Aufführungen und der Kartenverkauf wurden gedrosselt, und Anfang 1968 ließ man Dejmek wissen, dass die *Totenfeier* nach der Vorstellung am 30. Jänner aus dem Programm gestrichen werde – nach gerade einmal elf Aufführungen.

Allerdings hatten die Machthaber ihre Rechnung ohne das Publikum gemacht. Vor allem unter den politisch

aktiven Warschauer Studenten war die Empörung über den verordneten Aufführungsstopp groß. Am 30. Jänner, nach der letzten Aufführung, versammelten sich Studenten vor dem Adam-Mickiewicz-Denkmal in der Warschauer Altstadt, um mit Transparenten und Sprechchören gegen den Beschluss zu protestieren. Die Versammlung wurde von der Volksmiliz gewaltsam aufgelöst, mehrere Dutzend Teilnehmer verhaftet. Besonders aufmüpfige Studenten ließ man von der Universität verweisen – woraufhin die Proteste weiter anschwellen und der Entschluss gefasst wurde, für den 8. März eine Demonstration als Zeichen der Solidarität mit den gegen ihren Willen exmatrikulierten Kollegen zu organisieren.

Machtkampf

Spätestens an dieser Stelle kam die Parteipolitik ins Spiel. Was vermutlich die allerwenigsten unter den protestierenden Studenten wussten (zu denen übrigens auch der spätere Dissident Adam Michnik zählte), war die Tatsache, dass in der Chefetage der polnischen Arbeiterpartei ein Machtkampf im Gange war. Auf der einen Seite standen die sogenannten „Partisanen“ rund um Innenminister Mieczysław Moczar, auf der anderen Seite technokratische Kader, die sich um den hohen Parteifunktionär Edward Gierek scharten. Die „Partisanen“ kamen aus dem Milieu der Widerstandskämpfer gegen das Nazi-Regime, waren überzeugte Nationalisten, hüllten ihre Ressentiments gegen Juden in ein antiimperialistisches Gewand und sahen in den sich abzeich-

nenden Unruhen eine wunderbare Gelegenheit, um ihre Position auf Kosten der Ingenieure des real existierenden Sozialismus zu stärken – und zwar, weil sowohl unter den Protestierenden als auch unter den Parteimitgliedern Juden waren. Als Brandbeschleuniger wirkte in diesem Zusammenhang die von Moskau orchestrierte Kampagne gegen den „Zionismus“ – sprich Israels militärischen Sieg gegen sowjetische Klienten im Nahen Osten. Die Vorbereitungen für einen Schlag gegen eine vermeintliche zionistische „fünfte Kolonne“ in den staatlichen Institutionen der Volksrepublik liefen seit Monaten auf Hochtouren. Die Studentenproteste boten sich als Startschuss für Säuberungen an.

Repressionsmaschinerie

Und so kam es, wie es kommen musste. An der Demonstration am 8. März vor der Universitätsbibliothek nahmen rund 1000 Schüler und Studenten teil. Die Veranstaltung verlief friedlich, bis mehrere Busse mit der Beschriftung „Ausflug“ am Platz hielten. Aus ihnen strömten Milizionäre in Zivil, die mit Schlagstöcken auf die Demonstranten losgingen. Die „Befriedung“ (wie die gewaltsame Auflösung einer Demo euphemistisch bezeichnet wurde) dauerte mehrere Stunden. Gelöst wurde das Problem dadurch nicht, denn in den Folgewochen kam es in Warschau und anderen polnischen Großstädten zu Demonstrationen und Ausschreitungen. Flankierend dazu wurde das Gerücht gestreut, wonach Israel und die Bundesrepublik Deutschland die Drahtzieher der Proteste seien. Rund 2500 Personen wurden verhaftet.

Während die Studentenproteste im Laufe des Monats abebbten, lief innerhalb der Arbeiterpartei die Repressionsmaschinerie gerade an. Als der Parteivorsitzende Władysław Gomułka in seiner Rede an die Kader am 19. März davon sprach, dass man vaterlandsun-



Das Ausreisepassdokument für die aus Polen vertriebenen Juden

treuen „Zionisten“ gerne die Ausreise aus Polen ermöglichen könne, wurde er von Sprechchören angefeuert: „Mehr Mut, mehr Mut!“ Die „Partisanen“ rund um Innenminister Moczar interpretierten die Ansprache als Aufforderung. Als Aufwärmübung wurden jene Universitätsmitarbeiter ins Visier genommen, die es gewagt hatten, die demonstrierenden Studenten in Schutz zu nehmen. Im Anschluss an die Wissenschaftler nahm man sich die jüdischen bzw. jüdischstämmigen Parteimitglieder vor, danach Armeeoffiziere und Angehörige der Miliz, Medien, Verwaltung, Schulen und Spitäler. Den Betroffenen machte man ein Angebot, das diese nur schwer ablehnen konnten: Entweder sie würden die polnische Staatsbürgerschaft abgeben und schleunigst das Weite suchen, oder die Staatsgewalt würde andere Saiten aufziehen und ihnen das Leben zur Hölle machen. Angesichts der Tatsache, dass jeder Arbeitsplatz, jede Ausbildungsstelle am Staat hing, war das keine leere Drohung.

Ausreisewelle

Nach Schätzungen des Historikers und Politologen Dariusz Stola, der das Museum der Geschichte der polnischen Juden (Polin) in Warschau leitet, verließen 1968 knapp 4000 Personen

das Land mit einem Einfahticket Richtung Westen. Der Höhepunkt der Ausreisewelle war das Jahr 1969, als rund 7600 Personen Polen verlassen mussten. Unter ihnen waren Geistesgrößen wie der Soziologe Zygmunt Bauman, der in Folge von der University of Leeds aus eine Weltkarriere startete, der Philosoph Leszek Kołakowski, der an der Universität Oxford Unterschlupf und Beschäftigung fand, und der Theaterkritiker Jan Kott, der an der Yale University in den USA unterkam. Zu diesem Zeitpunkt hatte an der Parteispitze bereits ein Umdenken eingesetzt. Allzu offensive Judenverfolgung war nicht mehr opportun. Doch der Schaden war bereits angerichtet.

Polen hatte einige seiner brillantesten Köpfe vertrieben. Und unter den schikanierten Studenten gab es jene wie Michnik, die aufgrund ihrer Erfahrungen von 1968 den Kampf gegen das Regime weiterführten – und zwölf Jahre später zu den wichtigsten Unterstützern und Beratern der Gewerkschaft Solidarność zählten.

Und was wurde aus Mieczysław Moczar? Als es im Jahr 1970 um die Nachfolge von Gomułka an der Spitze der polnischen Arbeiterpartei ging, intervenierte Alexei Kossygin, der Premier der UdSSR, gegen den obersten „Partisanen“: Moczar sei ein hinterlistiger Antisemit, dem man nicht trauen könne, ließ Kossygin die polnischen Genossen wissen. Das Rennen machte der Technokrat Gierek. nu



Buchempfehlung:
Michael Laczynski
Augen auf und durch
Gebrauchsanweisung für unruhige Zeiten
Residenz Verlag, Wien 2018
184 Seiten, EUR 20,-

Die Vorbereitungen für einen Schlag gegen eine vermeintliche zionistische „fünfte Kolonne“ in den staatlichen Institutionen der Volksrepublik liefen seit Monaten auf Hochtouren. Die Studentenproteste boten sich als Startschuss für Säuberungen an.



© JEFF MANGIONE / KUBIER / PICTURESTOCK.COM

Bürgerschreck mit großem Herzen

**Am 13. Juli hat in der Roigk-
halle in Wiener Neustadt
Paulus Mankers Inszenie-
rung von Karl Kraus' „Die
Letzten Tage der Mensch-
heit“ als sechsstündiges
Simultandrama Premiere,
im August feiert sein Poly-
drama „Alma – A Show Biz
ans Ende“ die 500. Vorstel-
lung. Ein Porträt.**

VON ANDREA SCHURIAN

Als Kind, sagt Paulus Manker, Sohn des Regisseurs und legendären Volkstheaterdirektors Gustav Manker (1913–1988) und der nicht minder legendären Schauspielerin Hilde Sochor (1924–2017), als Kind sei er eine echte Rotzip'n gewesen: „Meine Mutter hat mir, als sie mich einmal nicht mehr erwischen konnte, den Gesundheitschlapfen nachgeworfen. Aber die Eltern waren schon sehr verständnisvoll. Ihnen war klar: Das müssen sie irgendwie überstehen, zur Adoption weggeben können sie den Buben nicht, weil den nimmt niemand.“

Im Jänner ist die Rotzip'n sechzig Jahre alt geworden. Auf der Geburtstagsparty machte er als Mitternachtsüberraschung seiner langjährigen Lebensgefährtin, der ebenso schönen wie klugen und in hohem Maße hu-

morbegabten Journalistin und Moderatorin Elisabeth Auer einen romantischen Heiratsantrag. „Eigentlich“, sagt er, „verdiene ich so eine tolle Frau ja gar nicht.“ Klingt fast altersmilde, ist er aber nicht, im Gegenteil, Aufregung und Empörung sind untrennbar mit seiner Person verbunden: „Man darf nicht nachlassen, weil sonst die Leute gleich sagen: Ah, alt ist er g'worden! Das ist wie ein Fluch, der einen verfolgt – bis ins Grab!“

Zum Beispiel bringt ihn verlässlich auf die Palme, wenn Fiaker unter dem Fenster seiner Wohnung über das Kopfsteinpflaster im Schulhof rumpeln und dabei den Touristen erzählen, hier sei die erste öffentliche Schule unter Maria Theresia gestanden. Sogar dem Bezirksvorsteher habe er schon geschrieben, was das für ein kapitaler

Überlebenskampf inmitten menschlicher Grausamkeit, Hybris, Verbohrtheit, Sehnsucht nach Schönheit und Liebe: Kunst ist vermutlich die einzige Möglichkeit, um ein Bauwerk mit so blutgetränkter Vergangenheit neu zu definieren, ohne seine Geschichte zu verdrängen.

Blödsinn sei, und darum gebeten, eine Tafel anzubringen mit der Information, dass hier früher eine Schul, also eine Synagoge, stand und sich auf dem Areal des heutigen Palais Collalto der dazugehörige Garten befand. „Dass hier im Mittelalter die Judenstadt war, kann ja jeder, der will, auf alten Plänen einsehen.“ Tafel ist noch keine angebracht, auch die Fiakerinnung hat auf Mankers Proteste nicht reagiert, „aber ich möchte nicht annehmen, dass die einfach judenfeindlich sind. Immerhin habe ich einige Fiaker durch Einschüchterung schon dazu gebracht, das Richtige zu sagen.“

Streitbarer Theaterwahnsinniger

Nein, Auseinandersetzungen geht der personifizierte Bürgerschreck mit dem großen Herzen und ebensolchem Mundwerk prinzipiell nicht aus dem Weg. Er streitet mit Regisseuren, die er für unfähig hält, ebenso wie mit Mäzenen, wenn es sein muss, auch vor Gericht. Und Politikern richtet er aus, dass er sie – „ich weiß, Trotteln darf man ja nicht sagen“ – quer durch alle Parteien als „unsere größten zeitgenössischen Enttäuschungen“ betrachtet. „Es ist ein Trauerspiel: Im Kielwasser von Kreisky glaubten die Sozialdemokraten, die ‚Kinschtler‘, die haben wir im Sackl. Irrtum! Und jetzt suhlt sich die SPÖ im jämmerlichen Selbstmitleid, Pilz hat sich selbst ins Out geschossen, die Grünen haben sich aufgelöst. Und die VP-FP-Koalition agiert radikal enttäuschend, aber nicht überraschend. Dass sie nicht ständig streiten, ist allerdings angenehm.“ Dass die aktuelle Regierung immer wieder mit dem Ständestaat und Sebastian Kurz mit Engelbert Dollfuß argumentativ in einen Topf geworfen wird, hält er allerdings auch für groben Unfug: „Der Vergleich mit den dreißiger Jahren ist dumm, wer mit Austrofaschismus und Nazikeule argumentiert, hat schon verloren. Die Situation damals war eine völlig andere als heute. Wir wer-

den die Demokratie nicht abschaffen. Und außerdem“, fügt er ironisch grinsend hinzu, „ist Kanzler Kurz zu fesch und zu groß, als dass der Vergleich mit Dollfuß stimmen könnte.“

Mauthausen-Außenstelle

Paulus Manker, Regisseur, Film- und Bühnenschauspieler, ist ein Theaterwahnsinniger im besten Sinn des Wortes. Seit 2014 hat er seine sommerlichen Theaterzelte in einer ehemaligen Eisenbahn- und Waffenfabrik am Industrierand von Wiener Neustadt aufgeschlagen. Nur mehr wenige Menschen kennen die tragische Geschichte der im Volksmund „Serbenhalle“ genannten, dreihundert Meter langen und 35 hohen Roigkhalle, die 1942 von den Nazis in Serbien erbeutet, in vierhundert Eisenbahnwaggons nach Wiener Neustadt transportiert und zur Mauthausen-Außenstelle umfunktioniert wurde, wo die KZ-Häftlinge Waffen und Raketen produzieren mussten, unter anderem die berühmt-berühmte V2.

Tatsächlich ist dieses Gebäude eine geradezu schaurig passende Residenz, sowohl für Joshua Sobols international gefeiertes Polydrama

Alma – A Show Biz ans Ende, dessen 500. Vorstellung im August mit einem Feuerwerk gefeiert wird, als auch für Karl Kraus' Antikriegscollage *Die Letzten Tage der Menschheit*, die am 13. Juli Premiere hat: Ein Mammutwerk an einem Mammutort, mit 32 Schauspielerinnen und Schauspielern, die in sechs Stunden insgesamt hundert der 220 Szenen aufführen, bis zu sieben Szenen parallel.

Für das Publikum gibt es nicht nur, wie auch bei *Alma*, ein gesetztes Essen in der Pause. Sondern es kann sich während der gesamten Aufführung an vier Imbissständen mit Balkanspezialitäten laben oder in einem der fünfzig Lazarettbetten unterm Dach ein Nikkerchen einlegen.

Manker sprengt mit seinem Simultantheater die berühmte vierte Wand, jeder Besucher montiert in und mit seiner eigenen Fantasie Theaterbilder und -sequenzen zu seinem ganz individuellen Film. Zu jeder Szene können übrigens mittels QR-Code auf den Smartphones Informationen zu den Figuren, den historischen Hintergründen und Schauplätzen abgerufen werden: „Das Wissen um gewisse historische Gegebenheiten erhöht den

Paulus Manker als Oskar Kokoschka



© SEBASTIAN KREUZBERGER



© SEBASTIAN KREIZINGER

„Die Letzten Tage der Menschheit“ (Serbenhalle, Wiener Neustadt)

Genuss. Aber anders als beim Zweiten kennen sich viele Menschen beim Ersten Weltkrieg nicht mehr so gut aus. Während man den Schauspielern zuschaut, kann man nachlesen und sich darüber informieren. Wir haben auch Texte aus anderen Kraus-Werken dazugenommen, collagiert, dazugedichtet. Kraus hat beispielsweise die Kriegsberichterstatte Schalek sehr verunglimpft – zu Unrecht, denn das war eine patente Frau und gute Schreiberin, pfiffig, emanzipiert. Dass sie in eine Männerdomäne eingedrungen ist, hat Kraus nicht ausgehalten. Wir zitieren aus ihren Originalartikeln, die man ja im *Anno*, dem Zeitungsdienst der Nationalbibliothek, nachlesen kann.“

Blutgetränkte Vergangenheit

Mankers Recherchen zu Kraus, Erstem Weltkrieg und den *Letzten Tagen* füllen drei große Bände, „diese intensive, jahrelange Beschäftigung war natürlich auch für die theatrale Umsetzung letztlich sehr hilfreich.“

Anlässlich der 500. Aufführung von *Alma* erscheint im Verlag Lamerhuber auch ein umfangreiches Bilderbuch über die Tochter des Landschaftsmalers Emil Jakob Schindlers, über ihr Lieben und Leiden mit den berühmtesten Künstlern ihrer Zeit – Gustav Mahler, Walter Gropius und Franz Werfel als ihre mehr oder minder unglücklichen Ehemänner, Gustav Klimt, Alexander Zemlinsky und Oskar Koschka als ihre rasenden Geliebten.

„Leider“, sagte die Künstlermuse einmal abfällig, „haben mich ja immer nur Juden verehrt.“ Und doch drängte die unverbesserliche Antisemitin ihren dritten und letzten Ehemann Franz Werfel nach der Unterzeichnung des Berchtesgadener Abkommens im Februar 1938 zur Flucht und begleitete ihn auf der strapaziösen, lebensrettenden Reise ins Exil.

„Das Stück *Alma* besteht aus fünfzehn Schauspielern und einem Star: dem Gebäude“, hieß es bereits 1996, als Manker es quer durch das stillgelegte Sanatorium Purkersdorf und den dazugehörigen Park inszenierte. Später wurde in Los Angeles in einem von Charlie Chaplin erbauten Filmpalast gespielt, in Venedig in einem alten Palazzo, in Lissabon in einem Kloster und in Jerusalem im ehemaligen Zentralgefängnis der britischen Mandatsverwaltung. Zwischendurch kehrte *Alma* auch nach Österreich zurück, gastierte im Kurhaus am Semmering oder im ehemaligen Wiener k.u.k. Post- und Telegraphenamts.

Dort, im Labyrinth der kühlen feuchten Katakomben, inszenierte Manker 2013 auch ein fulminantes Richard-Wagner-Personality-Drama. Mehr als vierzig Wagner-Opernaufführungen weltweit und monatelange intensive Recherchen lagen dieser *Wagnerdämmerung* zugrunde: „Ich hänge nicht der Theorie an, Wagner habe dem Holocaust Vorschub geleistet. Das ist Unsinn! Er war ja nicht nur

ein grässlicher Judenhasser, sondern überhaupt ein furchtbar schlechter Charakter. Hans von Bülow stahl er die Frau – Cosima; auch seinen Förderer Otto Wesendonck betrog er mit dessen Frau. Selbst König Ludwig, der ihm das Leben rettete, als er 1864 – übrigens in Frauenkleidern! – aus Wien floh, beschiss er. Er nutzte die Menschen aus.“

Selbst- und Fremdausbeutung

Penible Recherchen für seine Stücke gehören ebenso zu seiner theatrale Grundausstattung wie das Jonglieren am finanziellen Hochseil. Die Produktionskosten von 600.000 Euro für die *Die Letzten Tage der Menschheit* muss er unter Selbst- und Fremdausbeutung selber aufbringen, weder Bund noch Land subventionieren das spektakuläre Großprojekt. „Damit habe ich ehrlich gestanden nicht gerechnet. Der ehemalige Landeshauptmann Erwin Pröll, der mich ja mit *Alma* nach Niederösterreich geholt und für die Produktion im Stile des aufgeklärten Absolutismus Gelder zur Verfügung gestellt hat, sagte mir seinerzeit auch für *Die Letzten Tage* eine Subvention zu. Aber das gilt nichts mehr, seine Nachfolgerin fühlt sich daran nicht gebunden.“

Darf aber in einem historisch so belasteten Gebäude wie der Serbenhalle gelacht, geweint und sogar gegessen werden? Oder muss es als gigantisches Nazi-Industriedenkmal leer stehenbleiben – und seine Monstrosität letztlich der Vergessenheit anheimfallen? Verloren- und Verlogenheit, Orientierungssuche, Bösartigkeit, Überlebenskampf inmitten menschlicher Grausamkeit, Hybris, Verbohrtheit, Sehnsucht nach Schönheit und Liebe: Ja, Kunst ist vermutlich die einzige Möglichkeit, um ein Bauwerk mit so blutgetränkter Vergangenheit neu zu definieren, ohne seine Geschichte zu verdrängen. nu

www.letztetage.com
www.alma-mahler.at

Paulus Manker, Regisseur, Film- und Bühnenschauspieler, hat seit 2014 seine sommerlichen Theaterzelte in einer ehemaligen Eisenbahn- und Waffenfabrik am Industrierand von Wiener Neustadt aufgeschlagen.

Als das Wohnzimmer zum Salon wurde

In einer aktuellen Sonderausstellung beschäftigt sich das Jüdische Museum Wien unter dem Titel „The Place to Be“ mit Salons als Orten der Emanzipation.

VON ASTRID PETERLE

Zum nostalgischen Blick auf das Wien des 19. Jahrhunderts gehört heute neben der Huldigung der künstlerischen Leistungen und des intellektuellen Lebens auch die mit einer Prise Sehnsucht eingefärbte Erinnerung an die einst so florierende Salon-Kultur dieser Stadt. Sie wurde ab dem Ende des 18. Jahrhunderts vor allem von jüdischen Gastgeberinnen geprägt und war keine genuin wienerische Erfindung, sondern fand ihre Vorläufer in Frankreich und Berlin, von wo auch eine der ersten prägenden Salonnières Wiens, Fanny von Arnstein, stammte. Als Tochter des Berliner Gemeindevorstehers und Bankiers Daniel Itzig heiratete sie den Wiener Bankier Nathan von Arnstein. Ihr Salon am Hohen Markt in Wien galt als einer der beliebtesten Treffpunkte der großbürgerlichen Gesellschaft ihrer Zeit. 1814 stellte sie den ersten Christbaum Wiens in ihrem Salon auf – ein Brauch, den sie aus ihrer Heimat Berlin übernahm – und rief damit die Geheimpolizei auf den Plan. Die große österreichische Literatin Hilde Spiel setzte dem Leben dieser großen Salonière in ihrem Buch *Fanny Arnstein oder die Emanzipation* (1962) ein Denkmal.

Die Wiener Salons waren in mehrfacher Hinsicht Orte der Emanzipation und der Ermächtigung: für Frauen, die von der Öffentlichkeit ausgeschlossen

waren, für das Wiener Judentum und für die Entwicklung einer bürgerlich-kritischen Zivilgesellschaft. Die Salonnières öffneten ihre Häuser an einem bestimmten Tag bzw. Abend der Woche einem ausgewählten Kreis von Bürgerinnen und Bürgern sowie Angehörigen des (niedereren) Adels. Sie taten dies meist ohne dezidierte bzw. schriftlich verfasste Einladungen. Man wusste, an welchem Tag der Salon stattfand; Eintritt erhielt, wer erwartet wurde und als ein sogenannter Habitué des Hauses galt. Die Salonnières konnten ihre Akti-

vitäten nur aufgrund ihrer privilegierten sozialen Stellung entfalten. Sie verfügten durch ihre Ehemänner und/oder Familien über die finanzielle, architektonische und personelle Infrastruktur.

Verstumte Gastgeberinnen

Retrospektiv präsentieren die Salons sich an der Schnittstelle zwischen öffentlicher Privatheit und privater Öffentlichkeit. Aus heutiger Sicht ist kaum rekonstruierbar, was in den meisten Salons tatsächlich passierte, was gesprochen wurde, wer zu Gast



Berta Zuckerkandl

© MAGNO/PICTURESTOCK.COM

Die Wiener Salons waren in mehrfacher Hinsicht Orte der Emanzipation und der Ermächtigung: für Frauen, die von der Öffentlichkeit ausgeschlossen waren, für das Wiener Judentum und für die Entwicklung einer bürgerlich-kritischen Zivilgesellschaft.

war, wie es um die Verpflegung stand, wie ein Salon sozusagen „backstage“ aussah. Erhalten sind nur vereinzelte Zeugnisse „bedeutender“ Persönlichkeiten, meist Männer, sowie einige Schilderungen von Abenden, meist zum Zwecke der Wohltätigkeit, an denen die Salons durch Erwähnung in Zeitungen „öffentlich“ wurden. Berichte der Saloniären selbst sind kaum erhalten, sie sind als Gastgeberinnen fast verstummt.

Starre Geschlechterkonventionen

Viele der Saloniären, so auch Josephine und Franziska von Wertheimstein, führten ein Leben als Drahtseilakt zwischen glanzvoller Anerkennung für ihre Errungenschaften und dem Leiden am Ich, das vor allem ein Leiden an den starren Geschlechterkonventionen war. Josephine von Wertheimsteins Lebensresümee passt wenig in das Bild vom vermeintlich erfüllten und glamourösen Leben einer der berühmtesten und einflussreichsten Saloniären: „Das Vegetations-Daseyn, das ich geführt habe, hätte eine Pflanze oder ein

Seestern auch führen können.“ Die Saloniären verstanden ihre Tätigkeit als Gastgeberinnen vielfach als Selbstaufgabe, als Aufopferung für die Sache und für die anderen.

Von Fanny von Arnstein ist folgende Aussage ganz in diesem Sinne überliefert: „Ich war trotz meinen Launen und eigen meiner Art, eine liebevolle gute Mutter, eine gute Hausfrau, gute Schwester und gute Freundin – was ich gutes zu thun unterlassen, stand gewiß nicht in meiner Macht, dies darf ich, ohne mich zu schmeicheln, wohl sagen, immer war mir die Freude Anderer näher als die Meinige.“

Saloniären wie Mutter und Tochter Wertheimstein und Fanny von Arnstein schufen in ihren Häusern Ermächtigungsräume, die ihnen und den Frauen ihrer Zeit im öffentlichen Leben zumeist verwehrt blieben. Ihre Salons waren kultivierte Orte der Politik und gleichzeitig politische Orte der Kultur. Die Saloniären des 18. und 19. Jahrhunderts schrieben sich jedoch keine politischen Parolen auf die Fahnen. Sie waren keine Verfechterinnen

des Frauenwahlrechts, die sogenannte „Frauenfrage“ wurde in ihren Salons nicht diskutiert. Auch die Kunst, die in den Salons eine prägende Rolle spielte, entsprach zu dieser Zeit eher klassischen ästhetischen Konventionen.

Die Salongesellschaft des 19. Jahrhunderts gehörte auch zu den Pionieren der Sommerfrische in Österreich. Im Sommer wurden die Salons bevorzugt in Kurbäder, an Seen und in die Berge verlegt. Josephine von Wertheimstein reiste ab den frühen 1850er-Jahren regelmäßig gen Westen, vor allem nach Bad Aussee.

Selbstbewusst und engagiert, starr verankert in den Geschlechterrollen ihrer Zeit, wissenshungrig und doch vor allem Ehemann, Haus und Familie zugewandt – die Saloniären des 19. Jahrhunderts waren sowohl Ausnahmereisende als auch „konventionelle“ Bürgerfrauen ihrer Zeit.

Mit Berta Zuckerkandl, Eugenie Schwarzwald, Helene Scheu-Riesz und Yella Hertzka brach um 1900 eine neue Ära der Salons an. Die Gastgeberinnen führten ein erfolgreiches berufliches

© JÜDISCHES MUSEUM WIEN



Salon Arnstein

Porträt Fanny von Arnstein



© JÜDISCHES MUSEUM WIEN

Leben außerhalb ihrer Salons und propagierten als solche nicht nur die Emanzipation der Frauen. Sie förderten die künstlerische Avantgarde ihrer Zeit, sie ließen ihre Wohnungen und Häuser von den Stararchitekten Adolf Loos und Josef Hoffmann gestalten und vernetzten Künstler und Intellektuelle der Wiener Moderne. So wurden etwa die Gründungen der Wiener Secession, der Wiener Werkstätte und der Salzburger Festspiele in Berta Zuckerkandls Salon initiiert.

Salons im Exil

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938 und der Verfolgung und Vertreibung der Jüdinnen und Juden aus Wien wurde die Salonkultur größtenteils zerstört. Unter eingeschränkten Bedingungen führten manchen Gastgeberinnen, oftmals gemeinsam mit ihren Ehemännern, ihre Salons im Exil in Palästina, Großbritannien, den USA und Mexiko weiter. Die Sehnsucht nach der Heimat, die Konversation in der Muttersprache, die Verbindung zu anderen Exilanten und die politische Diskussion über die Lage in Europa spielten eine große Rolle. Und oft gab es ein Stück Sachertorte als Erinnerung an ein Wien, das es für die Exilanten nicht mehr gab.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte sich die Salonkultur nicht mehr in der Form etablieren, wie es sie vor ihrer Zerstörung durch die Nationalsozialisten gegeben hatte. Heute erfolgen Vernetzung und Konversation häufig über Soziale Medien, das Etikett „Salon“ ist zu einem Marketing-Tool geworden. Nur mehr wenige Gastgeberinnen und Gastgeber pflegen in Wien die Salonkultur und sind auch gewillt, öffentlich darüber zu sprechen.

Die Ausstellung „The Place to Be. Salons als Orte der Emanzipation“ im Jüdischen Museum Wien, die vom gesamten kuratorischen Team gestal-



Salon Wertheimstein

Fotoalbum Todesco, Familie Wertheimstein



tet wurde, setzt es sich zur Aufgabe, die Salonièren als außergewöhnliche Protagonistinnen in aller Ambivalenz ihrer Lebenssituationen darzustellen und ihre bleibenden Leistungen für die Wiener Kultur-, Wirtschafts- und Politikszene zu verdeutlichen. Zahlreiche eindrucksvolle Objekte und Archivalien machen die flüchtige und verlorene Welt der Wiener Salons erfahrbar und zeichnen ein Bild der Gastgeberinnen jenseits nostalgischer Verklärung. Ein

Highlight ist die Präsentation eines der letzten erhaltenen Wiener Salon-Interieurs des 19. Jahrhunderts. Der Salon Wertheimstein befindet sich heute im Bezirksmuseum Döbling und ist für die Dauer der Ausstellung im Jüdischen Museum zu Gast.

Die deutsche Philosophin Hannah Arendt brachte die Salonkultur jedenfalls auf den Punkt: „Im Salon treffen sich die, welche gelernt haben, im Gespräch darzustellen, was sie sind.“ nu

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte sich die Salonkultur nicht mehr in der Form etablieren, wie es sie vor ihrer Zerstörung durch die Nationalsozialisten gegeben hatte. Heute erfolgen Vernetzung und Konversation häufig über Soziale Medien, das Etikett „Salon“ ist zu einem Marketing-Tool geworden.

„Manchmal nimmt die Geschichte Umwege“

Heuer jährt sich zum 121. Mal der Geburtstag des Komponisten und zweifachen Oscar-Preisträgers Erich Wolfgang Korngold. Mit seiner Oper „Die tote Stadt“ schrieb er sich in die Reihe großer Komponisten des 20. Jahrhunderts ein. Eine Wiederentdeckung.

VON MARTIN RUMMEL

1943, vor 75 Jahren, wurde der Wiener Komponist Erich Wolfgang Korngold amerikanischer Staatsbürger, 35 Jahre nach dem aufsehenerregenden Erfolg seines Balletts *Der Schneemann*. Dieses Werk des damals Elfjährigen wurde 1908 an der Wiener Hofoper aufgeführt und legte den Grundstein für eine erstaunliche musikalische Karriere des „Wunderkindes“, das als Mozart des neuen Jahrhunderts galt. Ein entscheidender Wendepunkt in Korngolds Laufbahn war 1934 die Emigration in die USA, wo er sich – in erster Linie aus finanziellen Gründen – der Komposition von Filmmusik zuwandte und zwei Oscars gewann. 1956 erlitt er einen Schlaganfall und starb im Jahr darauf im Alter von nur 60 Jahren in Los Angeles.

Sein Enkel Gary Korngold (Jahrgang 1951) ist Präsident einer Pharmafirma in den USA und beobachtet die Renaissance von Korngolds Konzertmusik mit Genugtuung. „In meiner ersten Klavierstunde spielte mir mein Großvater ein ziemlich kompliziertes Stück vor und sagte dann einfach: ‚Und jetzt du!‘ Den Klavierunterricht übernahm dann meine Großmutter.“ Das Unverständnis, dass ein kleines Kind nicht

einfach so Klavier spielen kann, mag wohl mit Korngolds eigenen Fähigkeiten zusammengehangen sein: Richard Strauss hatte einst abgeraten, ihn in ein Konservatorium zu geben, weil es dort nichts mehr gebe, was er noch lernen könnte. „Abgesehen davon habe ich ihn in erster Linie als liebenswerten Großvater in Erinnerung“, so Gary Korngold weiter. „Seine Bedeutung wurde mir erst später bewusst, als ich seine Musik im Konzert hörte.“

„Jubel wie für einen Filmstar“

Zu Korngolds Lebzeiten war man, besonders in den USA, entweder Komponist klassischer Musik oder eben Filmkomponist – und wurde von der klassischen Musikszene nicht ernstgenommen. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sollten diese Grenzen verschwimmen. „Er hatte immer gehofft, an seine Karriere in Europa anknüpfen zu können, aber seine Konzertmusik wurde in Amerika damals überhaupt nicht gespielt.“ Das sollte sich ändern: „Inzwischen hat jeder bedeutende Geiger sein Violinkonzert irgendwann einmal gespielt, und die Opern werden auch regelmäßig aufgeführt. Wenn meine Frau und ich aber zu Filmfestivals gehen, gibt es Jubel wie für einen Filmstar. Er wäre wahrscheinlich geradezu schockiert, wenn er wüsste, wie sehr er heute beinahe als ‚Vater der Filmmusik‘ gefeiert wird.“

Es mag ironisch erscheinen, aber es ist ausgerechnet Korngolds immenser Begabung zuzuschreiben, dass er sich in den USA als Konzertkomponist nicht durchsetzen konnte: Wären seine Filmmusiken schlechter gewesen, hätte er sich wohl als Klavier- oder Kompositionslehrer durchgeschlagen und wäre vielleicht dauerhaft nach Europa zurückgekehrt, um an seine frühere Kompositionstätigkeit anzuknüpfen. Nach dem Krieg versuchte er zwar



© ÖNB, BILDARCHIV AUSTRIA

Erich Wolfgang Korngold, 1927

die Rückkehr, blieb aber trotz zweier Europareisen erfolglos; weniger beim Publikum als bei der Kritik. 1954 lehnte die Gesellschaft der Musikfreunde die Uraufführung seiner Symphonie ab, und so kam es „nur“ zu einem Rundfunkkonzert der Wiener Symphoniker.

Hätte – wäre – würde ... Am 29. November 1957 starb Erich Wolfgang Korngold in Los Angeles mit dem Gefühl, seiner eigentlichen Karriere beraubt worden zu sein. Obwohl er selbst glaubte, „irrelevant geworden zu sein“, erleben seine Kompositionen seit rund 30 Jahren eine Renaissance: Sein Violinkonzert ist über 50 Mal aufgenommen worden; Auszüge aus *Die tote Stadt* finden sich auf mehr als hundert CDs. Obwohl es immer noch Werke zu entdecken gilt, ist Erich Wolfgang Korngold heute, 61 Jahre nach seinem Tod, als einer der größten Komponisten des 20. Jahrhunderts anerkannt.

„Manchmal nimmt die Geschichte Umwege“, sagt Gary Korngold nachdenklich.

nu

„Das Verlorene wieder aufbauen“

Das neue Samuel-Bak-Museum in Vilnius/Litauen versucht, die weitgehend ausgelöschte jüdische Kultur im Baltikum zu rekonstruieren.

VON OTMAR LAHODYNSKY
(TEXT UND FOTO)

„Heute fühle ich mich nicht allein. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mich eine Menge Leute umgibt. Mein Vater, meine Großeltern, Tanten und Onkel, viele Juden des alten Vilnius, ein Drittel der Einwohner der Stadt, deren Leben so tragisch endete. Und alle sind stolz auf ihren Burschen“. Samuel Bak, der 1933 in Wilna/Vilnius geborene Maler mit internationaler Reputation, erinnerte bei der Eröffnung des nach ihm benannten Museums in der litauischen Hauptstadt am 16. November 2017 an den Beginn seiner Karriere.

Schon als Neunjähriger nimmt Bak 1943 an einer Kunstausstellung im Ghetto von Wilna teil. Es sind Zeichnungen eines begabten Kindes, die den Alltag unter den NS-Peinigern, darunter der aus der Steiermark kommende SS-Mann Franz Murer, zeigen. Zwei Schriftsteller im Ghetto übergeben das offizielle jüdische Gemeinderegister, den Pinkas, an Samuel, in der Hoffnung, dass wenigstens das Kind samt Buch überleben wird. Samuel zeichnet auf den leeren Seiten weiter. Und so wie er übersteht auch das Buch auf wundersame Weise die düsteren Jahre der NS-Mordmaschinerie.

Heute wird es im neuen Flügel des „Vilna Gaon State Jewish Museum“ in Vilnius ausgestellt, wo viele Ölgemälde, Aquarelle und Zeichnungen von Samuel Bak besichtigt werden

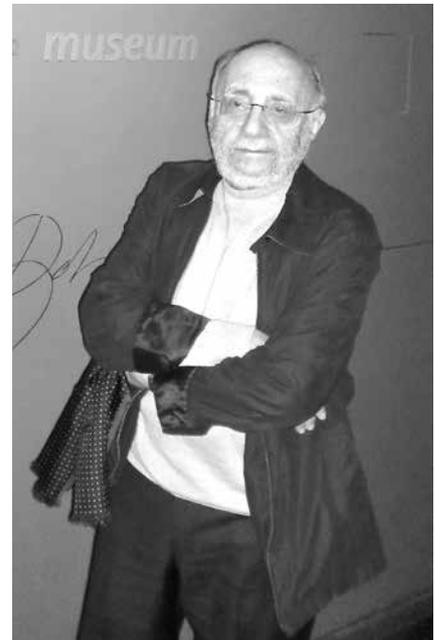
können. Bei der Eröffnung erklärte mir der 84-jährige Künstler seine Motive für die Schenkung. Er wolle damit die jüdischen Opfer des NS-Terrors in Vilnius, unter ihnen viele Verwandte und Freunde, ehren und rechtzeitig ein Mahnmal setzen.

An Gott könne er schon seit vielen Jahren nicht glauben, da dieser nichts gegen den Holocaust unternommen habe: „Ich werde erst dann wieder beten, wenn Gott auf den Knien bei mir um Verzeihung bittet, dass die meisten meiner engsten Familienmitglieder ermordet wurden.“

Surrealistisch anmutende Gemälde

Samuel Baks Großväter und Großmütter zählten zu den ersten Opfern des Massakers von Ponary im Jahr 1941, bei dem SS-Männer zehntausende Menschen in einem Wald bei Vilnius erschossen. Sein Vater Jonas wurde 1944 kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee in Vilnius von deutschen Soldaten ermordet. Seine Mutter und er überlebten nur knapp in einem Versteck in einem Nonnenkloster. In einem US-Camp für „Displaced Persons“ im deutschen Landsberg malt Bak und gilt bald als Wunderkind. An einer Ausstellung 1947 nimmt sogar David Ben-Gurion teil.

Mit seiner Mutter wandert der Künstler 1948 nach Israel aus, wo er an der Bezalel-Akademie Kunst studiert und Bühnenbilder und Kostüme für das Habima-Theater entwirft. Nach seinem Militärdienst erhält er 1956 einen Studienplatz an der Ecole des Beaux-Arts in Paris. Er lebt und arbeitet später in Israel, Frankreich und in der Schweiz. 1993 übersiedelt er mit seiner Frau Josée, einer Psychoanalytikerin, in die USA, wo er in der Nähe von Boston sein Atelier hat. Da ist er längst weltweit arrivierter Künstler mit regelmäßigen Ausstellungen in internationalen Museen und Galerien.



Samuel Bak

Seine surrealistisch anmutenden Gemälde zeigen utopische Landschaften mit mythischen Gestalten. Der „ewige Jude“ läuft mit einem Aktenkoffer seinem Ebenbild nach. Der von einem Foto bekannte Bub aus dem Warschauer Ghetto steht mit erhobenen Armen vor einer Mauer mit einem Fragment des Davidsterns.

Warum er überhaupt male, erklärt Bak in seinem Museum so: „Ich erzähle Geschichten über ein Volk, das zwei Weltkriege überlebte und dessen Welt in Trümmern liegt. Überlebende wie ich müssen versuchen, den Schaden zu reparieren und das Verlorene wieder aufzubauen. Sie müssen all das wieder erschaffen, was an die für immer verlorene Welt erinnert und so – wenn möglich – auch künftiges Leid verhindern.“

nu

Samuel-Bak-Museum
Naugarduko-Straße 10/2, Vilnius, Litauen.
www.jmuseum.lt/en/samuel-bak-museum/



© BRANDSTÄTTERVERLAG

Anima: Garten staunender Seelen

**In der Nähe von Marrakesch
verwirklichte André Hel-
ler mit dem Garten Anima
einen langehegten Traum.
Nun ist ein Bildband
darüber erschienen.**

VON GREGOR AUENHAMMER

Zunächst war Staunen, war Wüste, war Erdreich, porös, karg, archaisch, leblos. Vereinzelt Palmen. Am Anfang war ein Traum, war die Idee, in Demut vor der Schöpfung, der Natur etwas Paradiesisches zurückzugeben. Einstmals wird „Anima“ zu den großen Wundern der Erde zählen. Und wie es sich für ein Wunder geziemt, gibt es dafür keinen Auftraggeber, sondern nur einen Schöpfer. Wie es sich

für ein Wunder geziemt, dient es keinerlei Nutzen, außer dem, bewundert, bestaunt, gehegt, geschätzt, gepflegt und geliebt zu werden. Es ist ein poetisches Experiment, ein botanisches Gedicht – ein Versuch, der Schöpfung nahezukommen. In Einfachheit und Dankbarkeit der Vision des Idealen vielleicht doch nahezukommen. In Demut vor der Natur, vor der Fragilität des Seins.

Es ist ein poetisches Experiment, ein botanisches Gedicht – ein Versuch, der Schöpfung nahezukommen. In Einfachheit und Dankbarkeit der Vision des Idealen vielleicht doch nahezukommen. In Demut vor der Natur, vor der Fragilität des Seins.

Aus der eingangs beschriebenen Vision gebar André Heller, der Unbequeme, der Unangepasste, als personifizierter Verwirklicher, als Ingeniosus des scheinbar Unmöglichen in jahrelanger Arbeit eine Oase, eine Art irdisches Paradies, einen Garten Eden. Abgetrotzt der marokkanischen Wüste am Fuß des schneebedeckten Atlas. Wider jede Vernunft, wider gewohnte Resignation, als Gegenentwurf zu einer utilitaristisch determinierten Welt. Unter Selbstaufgabe, kraft seiner poetischen Imagination, unter Einbeziehung der Talente einheimischer Gärtner und Baumeister verlegte er Wasserleitungen, versetzte er Berge und Palmen, verwirklichte er ein „botanisches Gedicht“.

Impresario der Träume

Das spürbar aus tiefster Sehnsucht geborene, aus dem tiefsten Inneren, der innersten Überzeugung kommende Herzensprojekt des aus Österreich stammenden, in Wien geborenen, in Wahrheit aber überall auf der Welt, auf Reisen rund um den Globus zu Hause Seienden dreht sich um nicht mehr und nicht weniger als um die „Seele“. Die Seele des Lebens, der Erde, des Universums, des Seins. Der Name des Projekts ist Programm: „Anima“.

Seit seiner Jugend führt uns André Heller als Impresario der Träume die Nichtigkeit des Daseins vor Augen. Er entwarf Kathedralen des Wissens, des Staunens, der Lust und der Leidenschaft, des Denkens, Bedenkens und Gedenkens, der Verantwortung und Integrität. Verpflichtet Tradition und Moderne, Abendland und Morgenland. In Einheit und Frieden. Kopfgesteuert, wortgewandt. Höchst emotional. Eloquent, stets beredt.

Hellers Idee, sich in Marokko anzusiedeln, reicht Jahrzehnte zurück, die Verwirklichung – einen Garten inmitten der archaischen Wüste anzulegen – dauerte Jahre. Am Fuße des

Atlasgebirges, unweit von Marrakesch, entstand im Brachland der maghrebinischen Wüste eine moderne Arche Noah. In Wahrheit ein botanisches Poem mit Palmenhainen, Labyrinth, Alleen aus Olivenbäumen, Rosengärten, rankenden Grünpflanzen und Farnen aus aller Herren Länder, mit Pappeln, Kakteen, Strelizien, Papyrus, Jacarandas, Mimosen, mit Feuerlilien vom Ussuri, Bambus vom Jangtsekiang. Inmitten der mäandernden Natur

versteckt sind Bilder, Gemälde, Skulpturen, Kunstinstallationen, Reflexionen, Irritationen. Der nun publizierte Bildband präsentiert luzide die Metamorphosen, die Stationen einst und jetzt – und die Hybris. Autorin [und **NU**-Chefredakteurin] Andrea Schurian fasste Hellers Wirken einfühlsam in Worte. Albina Bauer dokumentierte fotografisch diese selten leise Schönheit, die verborgenen Winkel, die sensibel in die natürliche Botanik inkorporierten



© PRIVAT

André Heller und Andrea Schurian



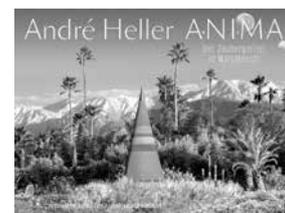
Albin Bauer und Andrea Schurian

Kunstwerke, die erratischen Momente und all die zauberhaften Überraschungen, Inszenierungen und die inspirierenden Perspektivenwechsel.

„Dieser Stern ist uns doch nur geliebt, von Künftigen, die nach uns sind“, sang Heller dereinst; hier hat er einen Ort der Stille, der Einkehr, der Spiritualität erschaffen – abseits von Befindlichkeiten und Eitelkeiten, jenseits der Niederungen und Widrigkeiten heimischer Kleingeister und Neidgenossenschaften. „Misstrauet der Idylle“, mahnte der 1947 geborene Universalkünstler schon vor langem. „In all seiner Pracht und Herrlichkeit“ werde Heller seinen Garten nicht sehen, „weil man ihm Jahrzehnte der Entwicklung gönnen muss. Aber wenn ich meine Augen schließe und einatme, sehe und rieche ich schon jetzt das Wunder, das er einmal sein wird.“ Besucht man den „Zaubergarten“, verfällt man der Magie der vielfältigen exotischen Pflanzen, des Zusammenspiels von Farben und

Formen, von Fauna und Flora, von Kunst und Natur, von exzentrischer Leichtigkeit, kontemplativer Aura, von Stille und Besonnenheit, von bewussten Brüchen und Ironisierung.

Bizarr die Pracht inmitten Marokkos archaischer Kargheit. Am Anfang stand Hellers Staunen – und seine Idee. Am Ende steht der Betrachter staunend vor des Universalkünstlers Hymnus an die Schöpfung. *nu*



Albin Bauer (Fotografien),
Andrea Schurian (Text)
André Heller Anima.
Der Zaubergarten in Marrakesch
Christian-Brandstätter-Verlag, Wien 2018
160 Seiten, EUR 29,90

„Tohuwabohu“

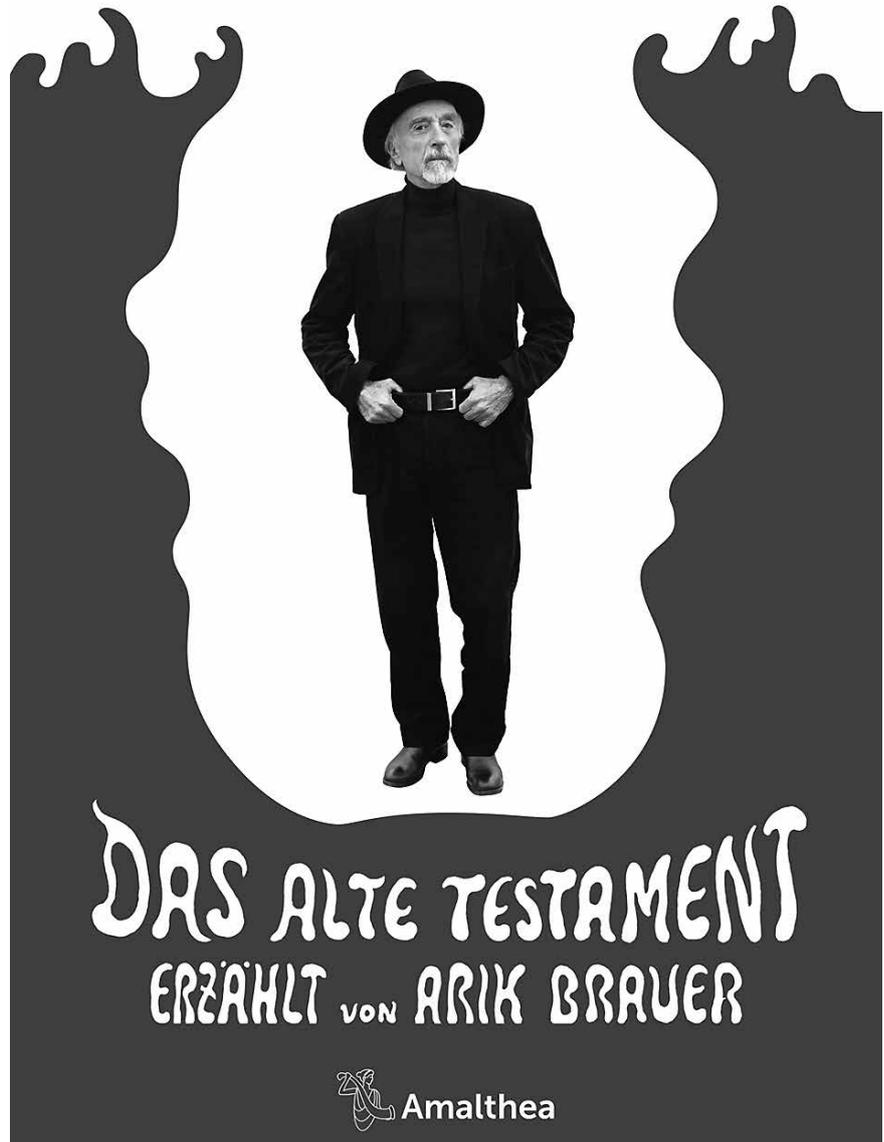
**Gregor Auenhammer über
„Das Alte Testament.
Erzählt von Arik Brauer“.**

Im Anfang war das Wort – einer Zehnjährigen: „Was war vor dem Urknall?“ Als „Jahrtausendkunstwerk“ bezeichnet der 1929 in Wien geborene Universalist und bekennende Agnostiker Arik Brauer das Alte Testament, als grandioses Zeugnis menschlicher Weisheit, menschlicher Irrtümer, als Zeugnis des Abendlandes. Brauer hinterfragte also, so die Fama, angeregt von seiner Enkelin, Wissenschaft und Bibel, und ließ virtuell drei Menschen gleichzeitig das Alte Testament studieren.

Liest ein Agnostiker die Heilige Schrift, wird er beeindruckt sein von der sprachlichen Gewalt, der Poesie und Fantasie, ein Religiöser wird (allein wegen der Schöpfung) unzufrieden sein, ein Gläubiger aber wird jedes Wort als gottgegeben akzeptieren. Ist besagter Agnostiker, so Brauer, „zufällig auch Künstler, verwendet er Figuren und Erzählungen, die ihn besonders beeindrucken, für sein Schaffen. Die moralischen Forderungen des Alten Testaments sind zum Teil Grundlage seiner Sozialisierung, aber zum Teil inakzeptabel für den Agnostiker der westlichen Kultur des 21. Jahrhunderts.“ Brauer diagnostiziert und analysiert eloquent und amüsant diese Divergenzen – und die Konsequenzen, die im Gegensatz zu wissenschaftlichem Wissensstand interpretierbar sind.

Seine Nacherzählung reicht von der Schöpfung über die Geschichte Mose, naturgemäß Sintflut, Sodom und Gomorrha, bis hin zu Isaak und Rebekka, den Zehn Geboten, der Geschichten von König Saul, von Davids Sündenfall, Samuel, Esther, Hiob, von Ruth und Naemi und anderen. Zu Wort kommen auch zahlreiche Propheten und deren Weissagungen.

Der Phantastische Realist erzählt die Bibel konsequenterweise in eigenen Worten. Und wie! In einer amüsanten,



geistreichen Melange aus Eloquenz, Wissen und Wortklauberei, Charme und Chuzpe geht er dem Original auf den Grund und verbindet den Text, reich illustriert mit dem Hier und Jetzt.

Seine Erzählung ist angereichert mit Weisheit, Leidenschaft und Empathie. Mit Augenzwinkern, aber ohne Blasphemie kommt der Maler, Liedermacher, Architekt, Dichter, Chansonnier und politische Aktivist für Freiheit des Individuums und unabhängige Demokratie zur Conclusio, dass das Alte Testament zwar nicht erklärt, was vor dem Urknall war, aber „wer wir sind und wie wir in unterschiedlichen Si-

tuationen handeln und reagieren“. Man lernt, „auch auf die Gefahr hin, gekreuzigt, am Scheiterhaufen verbrannt oder aus der IKG ausgeschlossen zu werden“, was „Tohuwabohu“ auf Hebräisch bedeutet und dass der Beginn der Schöpfungsgeschichte nach Mose, statt der Luther’schen Übersetzung der Bibelstelle, „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ – wortwörtlich übersetzt – eigentlich „Zuerst schuf Götter Himmel und die Erde“ heißt. Genial! *nu*

Arik Brauer
Das Alte Testament. Erzählt von Arik Brauer
Amalthea Verlag, Wien 2018
184 Seiten, EUR 25,-

„Topografie des Schreckens“

Gregor Auenhammer über Adam Reynolds „Architecture of an Existential Threat“.

Nach israelischem Gesetz müssen alle Einwohner Zugang zu Bunkern haben, die im Falle eines Angriffs mit unkonventionellen Waffen auch abgedichtet werden können. „Obwohl Bunker schützende Bauwerke dar-

stellen, die Menschen vor direkter Gefahr bewahren sollen, verströmen diese Räume eine Aura der Verstörung. Enge, Kälte, dickes Mauerwerk, Beton, Stahl und die Vorstellung von Lebensgefahr sind die Ingredienzien, die unangenehme und irritierende Empfindungen auslösen.“ In ihrem Vorwort zu Adam Reynolds' Fotobuch über Luftschutzbunker in Israel beschreibt Danielle Spera auch ihre ganz persönlichen Bezüge zu den meist

unterirdischen Schutzräumen. Die Direktorin des Jüdischen Museums und **NU**-Herausgeberin erinnert sich an ihren Vater, der zu Aufräumarbeiten gezwungen war, sowie an Gespräche mit Hermann Nitsch, dessen Spiritualität auch vom Schrecken der Kriegszeit und der von Gebeten begleiteten Todesangst als Kind beeinflusst ist: „Als wir aus den Kellern herausgekommen sind, war alles verbrannt. Die Fabriken, alles war schwarz. Schwarze Wolken. Alles hat gebrannt. Die Häuser waren zum Teil vollkommen zerstört oder so zur Hälfte abstrahlt, da hat man ein Klavier gesehen, das zur Hälfte heruntergehangen ist, oder die Gewürzständer in der Küche eines bombardierten Hauses ...“ Spera erinnert sich persönlich an Besuche in Israel, in Tel Aviv, erzählt von einer menschenleeren Geisterstadt nach einem Gasangriff von Saddam Hussein im Jahr 1991.

Seit seiner Gründung im Jahr 1948 fühlt sich der Staat Israel isoliert und von Feinden bedroht. Dieses kollektive Gefühl einer Belagerung manifestiert sich in mehr als einer Million öffentlichen und privaten Bunkern, die im Land zu finden sind. Die Israelis haben diese „Weltuntergangsräume“ längst in ihren Alltag integriert und quasi in Wohnräume „verwandelt“, tapeziert, eingerichtet, sodass sie wie ganz normale Tanzstudios, Beiseln, Bars, Schulen, Wohnzimmer oder Bethäuser aussehen. Diese Räume hat Adam Reynolds in seinen Fotoserien dokumentiert. Für die Bewohner Israels, die mit persönlichen Geschichten von Exil und Verfolgung leben (müssen), sind diese Schutzräume die Architektur einer existenziellen Bedrohung – sehr real und immerwährend. Befremdend, beklemmend, berührend, bisweilen auch bizarr. *nu*

Adam Reynolds, Danielle Spera
Architecture of an Existential Threat
 (Deutsch/Englisch/Hebräisch)
 Edition Lammerhuber, Baden/Wien 2017
 144 Seiten, EUR 39,90



© ADAM REYNOLDS



Marie-Theres Arnbom

ist Historikerin, Autorin, Kuratorin und Kulturmanagerin. Sie veröffentlicht Bücher und Beiträge zu zeit- und kulturhistorischen Themen, die sie als Kuratorin auch in Museen in Szene setzt. 2004 gründete sie das Kindermusikfestival St. Gilgen.



Gregor Auenhammer

Arbeitet seit 1988 bei der Tageszeitung *Der Standard*, seine Schwerpunkte als Rezensent sind Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Er hat auch zahlreiche Bücher publiziert, darunter im Metro-Verlag sowie bei Styria.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.



Michael Laczynski

schreibt über Europapolitik für *Die Presse* und gelegentlich Bücher. Zuletzt erschienen: *Augen auf und durch. Gebrauchsanweisung für unruhige Zeiten* (Residenz Verlag).



Otmar Lahodynsky

ist EU-Koordinator beim Nachrichtenmagazin *profil*. Früher Brüssel-Korrespondent und stv. Chefredakteur der Zeitung *Die Presse* und Außenpolitik-Ressortchef beim *Kurier*. Präsident der „Association of European Journalists“ (AEJ).



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.



Milagros Martínez-Flener

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Fritz Neumann

ist Sportredakteur der Tageszeitung *Der Standard*. Er ist Vater zweier Söhne.



Astrid Peterle

ist Chefkuratorin am Jüdischen Museum Wien und auf Kulturgeschichte, zeitgenössische und Performance-Kunst spezialisiert.



Ronald Pohl

ist Feuilletonredakteur und erster Theaterkritiker der Tageszeitung *Der Standard*. Zahlreiche belletristische Publikationen, zuletzt im Verlag Ritter: *Kind aus Blau. Roman der Rückbildung. Ein Miles-Davis-Brevier*.



Fritz Rubin-Bittmann

Geboren 1944 in einem Keller in Wien-Leopoldstadt, überlebte mit seinen Eltern Josef und Sidonie als „U-Boot“. Schule und Medizinstudium in Wien, danach als Arzt für Allgemeinmedizin in Wien tätig. 2017 Auszeichnung mit dem Berufstitel „Professor“. Publikationen zu Zeitgeschichte und Religionsphilosophie.



Martin Rummel

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.



Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.



Andrea Schurian

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



Peter Schwarz

ist Geschäftsführer des Psychosozialen Zentrums Esra, das Überlebende der NS-Verfolgung und deren Nachkommen behandelt und betreut. Er ist der Sohn eines aus Wien vertriebenen Juden und einer Widerstandskämpferin, die ihre Gestapo-Haft überlebte.



Jérôme Segal

ist Assistenzprofessor an der Pariser Sorbonne, lebt aber vor allem in Wien, wo er als freier Forscher und Journalist tätig ist.



Danielle Spera

Die **NU**-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Petra Stüber

studierte Kommunikations- und Theaterwissenschaften und ist stellvertretende Chefredakteurin des **STANDARD**.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



René Wachtel

lebt in Wien, ist selbständig.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG  

Zusammenhänge verstehen